

**DIE BAYREUTHER  
SCHWESTER  
FRIEDRICHS DES  
GROSSEN: EIN...**

---

Richard Fester



**Cornell University Library**

BOUGHT WITH THE INCOME  
FROM THE  
SAGE ENDOWMENT FUND  
THE GIFT OF  
**Henry W. Sage**  
1891

7.238381.....

28/10/07

3513-1

The date shows when this volume was taken.

### HOME USE RULES.

All Books subject to Recall.

Books not used for instruction or research are returnable within 4 weeks.

Volumes of periodicals and of pamphlets are held in the library as much as possible. For special purposes they are given out for a limited time.

Borrowers should not use their library privileges for the benefit of other persons.

Books not needed during recess periods should be returned to the library, or arrangements made for their return during borrower's absence, if wanted.

Books needed by more than one person are held on the reserve list.

Books of special value and gift books, when the giver wishes it, are not allowed to circulate.

Readers are asked to report all cases of books marked or mutilated.

Do not deface books by marks and writing.

Cornell University Library

DD 402.W6F41

Bayreuther Schwester Friedrichs des Gros



3 1924 028 221 897

DD  
402  
wb  
F41

# Die Bayreuther Schwester Friedrichs des Grossen.



Ein biographischer Versuch

von

**Richard Sester.**



Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

1902.

T

378  
28/X/09

3905-  
~~F65~~

A.2.3.3381

P. 5

## An Paul Heyse.

Sie haben es in langem, gesegneten Schaffen nie bei der verbenden Kraft Ihrer Muße bewenden lassen. Wer Ihnen im Leben näher treten durfte, hat auch Freundliches, Freundschaftliches von Ihnen erfahren. Das Buch der Freundschaft ist für Sie mit der Novellensammlung gleichen Namens nicht abgeschlossen gewesen. Sie dürfen sich daher nicht wundern, daß mich gerade bei dieser dem Problem der Geschwisterfreundschaft gewidmeten Charakterstudie der Gedanke an Sie und Ihre allezeit holden Penaten keinen Augenblick verlassen hat. Auch der Historiker kann von dem Dichter lernen. Wenn sich die Ueberschreitung geheiligter Grenzen an beiden zu rächen pflegt, wenn die gefesselte Phantasie des Dichters historischer Romane vor dem Forum der Aesthetik ebensowenig bestehen kann wie die fessellose Phantasie des Geschichtschreibers vor der Kritik seiner Kunst, so fehlt es doch nicht an Analogien ihres Schaffens. Das äußere Geschehen wird in

der Historie immer die Hauptsache bleiben. Die jüngeren Dramatiker unserer Tage mögen zu künftigem Schaden ihrer Werke vergessen, daß ein Drama Handlung ist. Der Historiker weiß, daß ein Webstuhl, der nicht faust, in die Kumpelkammer gehört. Um das innere Geschehen und Erleben kümmert er sich nur, insofern es die Vorbereitung oder Fortsetzung des äußeren Geschehens ist, dem Fluß vergleichbar, der scheinbar unter der Erde verschwindet, um erst in einiger Entfernung wieder an das Tageslicht zu treten. Wenn die Causalität der Handlungen ohne die tiefer bohrende Erforschung der persönlichen Motive schlechterdings verborgen bliebe, wird er vor der hypothetischen Ergründung des unergründlichen menschlichen Herzens nicht zurückschrecken. An der Aufgabe, hinter Briefen, Tagebüchern und dergleichen den Menschen selbst zu suchen, wird er alsdann nicht vorbeigehen dürfen.

Gleichwohl kann nicht geaugnet werden, daß die älteren Generationen mit wenigen Ausnahmen sich in psychologischen Dingen größerer Zurückhaltung befleißigt haben, als wir jüngeren. Nicht als ob wir uns zu der modernen Richtung hielten. Die Franzosen, sonst in allen Stücken wieder das schlecht copirte Vorbild der jüngsten deutschen Literatur, können uns keine Muster sein. Ihre bewundernswürdige Virtuosität in der historischen Charakteranalyse krankt an den alten Nationalgebrechen, an dem logischen Fanatismus ihrer Sprache, an der unbezwinglichen Neigung zu schematisirenden,



aus der Antithese hervorgegangenen Constructionen. Kein fremdes Muster, sondern das unseren deutschen historiographischen Ahnen verdankte Gefühl der Sicherheit und Freiheit gibt uns heute den Muth zur Lösung historisch-psychologischer Probleme, die man früher nur streifte. Der Biograph, weit entfernt, der Psyche ihre Flügel auszureißen, beschränkt sich darauf, ihrem steten oder unsteten Fluge bescheiden zu folgen, und er sucht von dem Dichter die zur Beobachtung dieses Phänomens erforderliche Geduld und Liebe zu lernen.

Lassen Sie sich daher in gewohnter Langmuth die Widmung dieses Freundschaftsbüchleins gefallen. Nicht alles erhaltene Material konnte benützt werden, weil es mit der Benützung allein doch nicht gethan wäre. Den Abdruck aller erhaltenen und erreichbaren Briefe der Markgräfin von Bayreuth dürfen wir jetzt wohl von Berner erwarten. Zu einer ausführlicheren Biographie Wilhelmine's wird auch nach Erscheinen der Briefe die Zeit noch nicht gekommen sein, so lange nicht die verschiedenen Redactionen der Memoiren in einer kritischen Ausgabe vorliegen. Hier aber sollte erst der Beweis der Nothwendigkeit einer solchen Editionsarbeit erbracht werden. Wenn sich zu dem Alten in neuer Beleuchtung immerhin manches stofflich Neue gesellt, so verdanke ich das in erster Linie den unermüdblichen Mittheilungen E. Berner's aus dem königl. Hausarchive in Charlottenburg und dem Bibliotheksvermächtnisse der Markgräfin an unsere

Universität. Im Uebrigen findet der Leser am Schlusse des zuerst in der „Deutschen Rundschau“ erschienenen Büchleins in den Anmerkungen nach Koser's bewährtem Muster das kritische Gerüste der Darstellung zusammengestellt. Doch ist es nicht diese Art der Nachprüfung, die ich fürchte, wenn nur Ihrem Kennerauge der Versuch des Historikers, eine Frau ergründen zu wollen, nicht ganz mißglückt erscheint.

Erlangen, im October 1901.

Richard Sester.

## Inhalt.

---

	Seite
I. Die Memoirenschreiberin im Urtheile der Nachwelt	9
II. Kindheit und Erziehung . . . . .	23
III. Heirathsprojecte und Vermählung . . . . .	40
IV. Wilhelmine und Friedrich in den Jahren der Er- wartung und Erfüllung . . . . .	58
V. Wilhelmine's siebenjähriger Krieg . . . . .	75
VI. Geistige Richtung . . . . .	100
VII. Verhältniß zur Kunst . . . . .	124
VIII. Der Geschwisterbund im letzten Jahrzehnt Wil- helmine's . . . . .	135
IX. Die Memoiren . . . . .	167
Anmerkungen . . . . .	180

---

## I.

### Die Memoirenschreiberin im Urtheile der Nachwelt.

---

Im Jahre 1810 erschien eine deutsche und eine französische Ausgabe der von der ältesten Schwester Friedrich's des Großen, Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth, hinterlassenen Memoiren. Die deutsche Ausgabe wurde von Cotta in Tübingen, die französische von Bieweg in Braunschweig verlegt. Jener hatte der Uebersetzung eine Abschrift des französischen Originals zu Grunde gelegt. Dieser rühmte sich, Wilhelmine's eigene Handschrift zu besitzen. Aus der Reichthümer Napoleon's, aus den neu geschaffenen Königreichen Württemberg und Westfalen empfing die Welt die intimsten Aufschlüsse über die Regierung Friedrich Wilhelm's I., über die Jugend und die ersten Königsjahre Friedrich's des Großen. Was die Herausgeber auch veranlaßt haben mochte, die vielfach von einander abweichenden Handschriften, der eine in Uebersetzung, der andere im Wortlaut, zu veröffentlichen, die Wirkung blieb in beiden Fällen die gleiche. Seit 1806 war Preußen

keine tiefere Demüthigung widerfahren. Auf dem Schlachtfelde von Jena hatte das Fridericianische System eine vernichtende Niederlage erlitten. Die Memoiren der Markgräfin ließen die furchtbare Katastrophe der jüngsten Großmacht nicht länger räthselhaft erscheinen. Das Fridericianische System hatte sich nur darum überlebt, sich nur darum überleben können, weil seine Wurzeln faul waren. König Friedrich würde mit jedem Heere gesiegt haben. Die Potsdamer Wachtparade hatte lediglich das Glück gehabt, von dem größten General des achtzehnten Jahrhunderts commandirt zu werden. Das Wesen der preußischen Armee war trotz Friedrich der geisttödtende Gamaschendienst. Nicht der flötenspielende Philosoph von Sanssouci, sondern der ewig fuchtelnde und polternde königliche Exercirmeister, nicht der Held des siebenjährigen Krieges, sondern sein kriegscheuer, tyrannischer Vater schien der wahre Repräsentant des preußischen Staates zu sein. Eine historische Quelle ersten Ranges über die barbarischen Anfänge des Königthums der Hohenzollern schien erschlossen. Wer unbefangenen Sinnes daraus schöpfte, wurde auch von übermäßiger Bewunderung des Siegers von Leuthen geheilt. Macaulay's bekannter Essay hat noch 1842 das naive Entsetzen des freigeborenen Engländers über das preußische Sklaven- und Hundeleben zu lebhaftem Ausdrucke gebracht. Die Vorurtheile gegen Preußen sind so alt wie Preußens Weltgeltung. Die Memoiren Wilhelmine's haben

an ihrem Theile viel dazu beigetragen, daß sich das Vorurtheil für ein Urtheil ausgeben konnte.

Es soll daher dem alten Schloffer nicht vergessen sein, daß er zuerst (1836) in seiner „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts“ eine historische Werthschätzung der Memoiren angebahnt hat. Er that es freilich in seiner Weise. Nachprüfung der historischen Glaubwürdigkeit einer Quelle war im Allgemeinen nicht seine Sache. Um so kräftiger sprach er seine Sympathien und Antipathien aus. Die Roheit und Barbarei Friedrich Wilhelm's I. waren ihm lieber als das Wesen der Tochter. Jener hatte in seinen Augen den Vorzug, „deutsch“ zu sein, während die Hofbildung der Tochter, weil sie eine französische war, eben darum eine „falsche, prahlende, eitle, böshafte, verschwenderische“ sein mußte. Der historische Polterex sympathisirte mit dem König Polterex. Die Generation der Befreiungskriege mit ihrer Teutomanie saß über das Jahrhundert der Aufklärung zu Gericht.

Auch Macaulay's Zeit- und Lebensbild sollte nicht länger unangefochten bleiben. Wenn dem Deutschen die Erinnerung an nationale Helden eine Herzenssache wäre, so müßte die geharnischte Antwort Ludwig Häusser's dieselbe Verbreitung gefunden haben wie der Essay des Engländers. In ultramontanen Kreisen beherrscht die Darstellung des britischen Protestanten auch heute noch die historische Auffassung der Fridericianischen Epoche. Der Hannoveraner Onno Klopp ist keine vereinzelte

Erscheinung. Janssen hat seine Schüler am Frankfurter Gymnasium mit Vorliebe auf Macaulay verwiesen. Der historisch gebildete Deutsche aber weiß seit 1859 aus Häusser's kräftiger Abwehr, daß nur insulare Bornirtheit ein Zerrbild für ein Zeitbild ausgeben konnte. Auch jenseits des Kanals lernte man über große Menschen und Weltperioden anders urtheilen, als gleichzeitig mit Häusser's Arbeit die ersten Bände der Biographie des großen Königs von Thomas Carlyle erschienen. Carlyle dachte wie sein Weimarer Abgott. Wie Goethe war er nicht preussisch, sondern Fribzisch gesinnt. Sein Lieblingsthema war die Heldenverehrung, keine krankhaft verstiegene Theorie vom Uebermenschen, sondern die schlichte, alte Wahrheit, daß alles Göttliche menschlich werden muß, wenn es zum Menschen sprechen soll, daß Menschen und Völker zu beklagen sind, wenn sie sich an menschlicher Größe nicht mehr aufrichten und erbauen können. Den Tiefinn seiner Heldenverehrung hat man in Deutschland noch besser erkannt, als, zunächst noch verkannt, ein Held auf die Weltbühne trat, wie ihn die Nation seit Martin Luther und Friedrich nicht mehr gesehen hatte. Ein Lehrer historischer Kritik ist Carlyle nicht gewesen, aber er lehrte uns, Menschen, bei denen es sich der Mühe lohnt, in ihrer Totalität zu erfassen. Gegen die deutsche Todsünde des Nörgelns gibt es kein besseres Gegengift als die Befreundung mit seiner Denkart. Ohne historische Schulung entdeckte

dieser ungebärdigste aller Autodidakten Goldadern, wo Andere nur taubes Gestein sahen. Schlosser hatte gewünscht, die Memoiren der Markgräfin wären nie gedruckt worden. Carlyle begnügte sich, zu constatiren, daß man von allen Angaben Wilhelmine's 25—75 Procent abziehen müsse. Das Was und das Wie blieb freilich sein Geheimniß. Er fing da an, wo der Historiker gemeinhin aufhört. An die Stelle der Kritik, die sich von jedem ihrer Schritte Rechenschaft ablegt, trat bei ihm der historische Tact, der geübt werden kann, in der Hauptsache aber doch angeboren sein muß.

Wie aber hätte man sich in Deutschland dabei beruhigen können. Friedrich der Große hatte in seinen brandenburgischen Memoiren nicht umsonst bekannt, daß man den Schatten der Eiche der Kraft der Eichel verdanke, daß sein Vater in seinem arbeitsreichen Leben den Grund zu der Größe Preußens gelegt habe. Förster, Ranke, Johann Gustav Droysen, Gustav Schmoller und ihre Schüler haben uns Friedrich Wilhelm I. bei der Arbeit sehen lassen. Der für Vater und Sohn gleich ehrenvolle Nachruf König Friedrich's findet durch jede neue Publication erneute Bestätigung. Friedrich Wilhelm I. ist längst als der rauhe Zuchtmeister seines Volkes, als der Erzieher zum Staate erkannt und gewürdigt. Er hat seinem Sohne nicht nur die Waffen geschmiedet, mit denen Friedrich seine Schlachten schlug. Er ist auch der größte Verwaltungskönig



aller Zeiten gewesen. Wie verblaßte das alte Märlein von der Auauferei Friedrich Wilhelm's, als man seiner unermüdblichen Thätigkeit für die Landescultur Preußens näher trat. Der banaufische Verächter der Wissenschaften und Künste entpuppte sich in der harten Erziehungsarbeit an Kaffuben und Wenden als ein Wohlthäter der Menschheit.

So war es denn nicht mehr schwer, nachdem man den König lieben und achten gelernt hatte, auch an dem Menschen liebenswerthe Seiten zu entdecken. Seine Tüchtigkeit wie die tyrannische Ader seines Wesens wird heute kein Historiker mit dem Schloffer'schen Lieblingsworte „teutsch“ erschöpfen wollen. Die historische Glaubwürdigkeit der Memoiren der Markgräfin wurde, seitdem Ranke 1849 den kritischen Reigen eröffnet hatte, mit jedem Tage fragwürdiger. 1856 erschien in der neuen Ausgabe der Werke Friedrich's II. seine Correspondenz mit Wilhelmine. In die Memoiren aufgenommene Briefe hatten im Original einen anderen Wortlaut. Wenn man bis dahin der Memoirenschreiberin geglaubt hatte, daß nach der Thronbesteigung Friedrich's, wenn nicht schon früher, eine Erkältung zwischen den Geschwistern eingetreten sei, daß Friedrich ihr Monate lang überhaupt nicht geschrieben habe, war man nicht wenig erstaunt, gerade aus den ersten drangvollen Wochen der Regierung Friedrich's eine Reihe der zärtlichsten, brüderlichsten Briefe des Königs an seine Lieblingschwester zu finden. Mildernde Umstände schienen

hier ausgeschlossen. Das Priestersprüchlein in Mozart's „Zauberflöte“: „Ein Weib denkt wenig, plaudert viel!“ wäre der Freundin Voltaire's gegenüber unangebracht. Das „Zungenspiel“ einer so geistreichen Dame schien mehr als leichtfertig, ihr Charakter verlogen. Nach dem Briefwechsel schien das Verhältniß der Geschwister nur vorübergehend von 1744 bis 1746 getrübt gewesen zu sein, kein Mißton in der Folgezeit die Harmonie ihrer Freundschaft zu stören. In den Memoiren wird auch der Lieblingsbruder nicht geschont. Wilhelmine's Bitte an den Leser, sein Urtheil über Friedrich bis auf Weiteres zu verschieben, weckt unerfüllte Erwartungen. Bis zum Jahre 1742, dem Schlußjahre der Braunschweiger Handschrift, hat die Markgräfin keine Gelegenheit gefunden, den Ausfällen gegen ihren Bruder die Spitze abzubreaken. Wann hat sie die letzte Hand an ihre Erinnerungen gelegt? Als sie mit Friedrich schmollte oder als sie sich wechselseitig mit der ganzen Ueberschwänglichkeit des Jahrhunderts unermüdblich ihrer „tendresse parfaite“ versicherten? Ist ihr Zeugniß nur darum ein falsches, weil sie selbst falsch gewesen ist?

Wir sehen, welche Wendung die historische Kritik hier mit einer gewissen Nothwendigkeit vollzog. Man lehnte nicht nur die Zeugenaussage ab, man griff auch den Zeugen an. Der Herausgeber der „Euvres de Frédéric le Grand“, Preuß, und Berz hatten die Entstehung der Memoiren

in die Jahre der Spannung zwischen den Geschwistern verlegt. Der Geschichtschreiber der preußischen Politik, J. G. Droysen, erweiterte (1870) die Zeitgrenze nach vortwärts und rückwärts. Ohne zwingende Beweise vorzubringen, hielt er es für ausgemacht, daß Wilhelmine auch nach dem Jahre 1747, bis kurz vor ihrem Tode, an ihren Memoiren gearbeitet und gefeilt habe. Friedrich der Große wäre also durch das Liebste, das er auf dieser Erde hatte, betrogen worden. Böse Worte verwehen. Hier aber hätte dieselbe Feder Liebesbetheuerungen und eine lieblose Charakteristik des „cher frère“ aufs Papier geworfen. Die Memoirenschreiberin richtet sich selbst. Darf man es Droysen verübeln, daß er im Eifer für eine gute Sache sogar der Frauenehre Wilhelmine's zu nahe getreten ist? Darf man sich wundern, daß in der biographischen Ruhmeshalle der Nation, in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“, der Markgräfin eine Schandsäule errichtet wurde, vor der jeder Fränkisch Gefinnte das Kreuz schlägt? Die Memoiren sind historisch völlig werthlos. Ihre Verfasserin ist ein entarteter Sprößling des Hohenzollernstammes. Den Bayreuther Landen war sie durch ihre maßlose Verschwendungsucht eine Landplage. So ungefähr lautet das letzte Wort der Droysen'schen Schule über die Lieblingschwester Friedrich's des Großen.

Erst neuerdings hat eine mildere Beurtheilung Platz gegriffen. Der neueste Biograph Friedrich's,

Reinhold Koser, hat in früheren Jahren Droysen's Auffassung getheilt. Wie er über Wilhelmine's Charakter heute denkt, hätte ich noch vor zwei Jahren nicht recht zu sagen vermocht, wenn er auch die Memoiren bereits 1886 in seinem schönen Buche über „Friedrich's Kronprinzenzeit“ in discreter Weise benützt hatte. Seitdem ist seine „Darstellung des siebenjährigen Krieges“ erschienen, eine rauschende Heldensymphonie, von wenigen Adagiotacten unterbrochen. Die stille Ergriffenheit des Erzählers der letzten Jahre Wilhelmine's theilt sich auch dem Leser mit. Hier bedurfte es keiner Jericho-Posaune. Auch Schälmeienklang vermag Schandjäulen zu stürzen.

Weit eingehender als Koser hat sich vor einigen Jahren der feinsinnigste Historiker Frankreichs, Ernst Lavisse, über Wilhelmine's Charakter ausgesprochen. Indem er die Ergebnisse der deutschen Quellenkritik sorgsam berücksichtigt, kommt er zugleich auf Carlyle's Recept zurück. Da er historischen Tact in hohem Maße besitzt, gelingt es ihm ganz vortrefflich, einen tüchtigen Procentsatz von der Erzählung Wilhelmine's abzuziehen, ohne sie im Ganzen zu verwerfen. Seine psychologische Analyse, an und für sich meisterhaft, hat nur einen Fehler. Bei Vater, Sohn und Tochter stößt sie auf etwas Unauflösliches, auf einen Erdenrest, der ihm peinlich ist. Er würde sich mit dem jungen Fritz, ja sogar mit Friedrich Wilhelm I. und dem ganzen Hohenzollernhause

Fester, Bayreuther Schwester.

2

noch mehr befreundet haben, nicht nur sein Verstand, auch sein Herz wäre bei einer für den Historiker und den Dramatiker gleich reizvollen Aufgabe gewesen, wenn diese Hohenzollern nicht sammt und sonders „Prussiens“ wären. Die historische Auffassung kehrt bei Lavisse, wenn auch unendlich bereichert, vertieft und individualisirt, in gewissem Sinne wieder dahin zurück, wo sie Jahrzehnte lang nach dem Erscheinen der Memoiren gestanden hatte.

Für einen Autor wird es immer verhängnißvoll sein, wenn sich ein Werk seines Geistes zwischen ihn und die Nachwelt schiebt. Eines der merkwürdigsten Beispiele ist wohl der „Principe“ Machiavelli's. Je nach der Deutung des Büchleins ist auch der Charakter des Florentiners gedeutet oder mißdeutet worden. Mag es tausendmal wiederholt werden, daß Rousseau, als er seine „Confessions“ schrieb, am Verfolgungswahne litt, mag man gegen seine Auffassung der Menschen und Dinge noch so mißtrauisch sein, die Selbstanklagen des „citoyen de Genève“ werden bereitwillig geglaubt und nach-erzählt. Niemand würde es einfallen, aus „Werther's Leiden“ und den „Räubern“ über Goethe's und Schiller's Charakter einseitige Schlüsse zu ziehen, hier nur schwärmerische Empfindsamkeit, dort nur wilden Freiheitsdrang sehen zu wollen, während Jahrhunderte vergingen, bis man sich gewöhnte, den „Principe“ im Zusammenhange der übrigen weit umfangreicheren Schriften Machiavelli's zu

betrachten, während die Beichte eines Kranken noch heute, auch da, wo er unser einziger Gewährsmann ist, unkritisch in das Schuldbuch Rousseau's geschrieben wird. Die Markgräfin von Bayreuth aber hat bis zur Veröffentlichung ihrer Memoiren völlig in dem Riesenschatten ihres Bruders gestanden. Ihre Erzählungen wurden seit 1810 geglaubt und bestritten. Das Interesse für ihre eigene Person kam erst in zweiter Linie. Aus der Kritik des Buches ist so allmählich eine Anklage der Verfasserin, keine Charakteristik, erwachsen. Auch ihre jüngsten Beurtheiler betonen doch zu wenig, daß ihre Persönlichkeit Anspruch darauf hat, von Neuem gehört zu werden, daß man ein zartes Pastellbild aus dem mächtigen Prunkrahmen der preußischen Geschichte heraus nehmen muß, wenn es nicht erdrückt werden soll. Wilhelmine war nicht nur preußische Prinzessin, sondern Markgräfin von Bayreuth. Ohne sie wäre ihr Gemahl niemals auf den Gedanken gekommen, in Erlangen eine Hochschule zu stiften. In Bayreuth wandelt man allenthalben in ihren Spuren. Wem für die Sprache der Steine und Denkmäler die Sinne geschärft sind, der kann dort im Gedränge der Gralspilger, noch besser, wenn es wieder stille geworden ist, ein Stück deutscher Culturgeschichte studiren. In der Kollwenzerei das Arbeitszimmer des Dichters, der Sterne'sche Empfindsamkeit und Sterne'schen Humor nach Deutschland verpflanzte; in der Eremitage die Boskett's, in deren Schatten sich die Markgräfin mit Voltaire über Descartes und Newton,

über die beste aller Welten und die Pucelle unterhalten hat. Größer als der rothe Main ziehen durch die kleine fränkische Residenz die beiden Ströme der englischen und französischen Aufklärung, denen die deutsche Renaissance der Goethe- und Schiller-Zeit ihre Nahrung, wenn auch nicht ihren Ursprung, verdanken sollte. Das Alles deutet auf eine Persönlichkeit, die an sich Beachtung verdient. Wollen wir uns nicht ewig im Circle bewegen, so müssen wir die Memoiren zunächst einmal ganz auf sich beruhen lassen. Der Deutsche greift im Allgemeinen lieber zur Literaturgeschichte als zur Literatur, liebt es, Andere für sich lesen und sehen zu lassen. Aber auch eine Selbstbiographie ist nicht im Stande, dieses nationale Trägheitsgesetz zu rechtfertigen. Auch sie ersetzt nicht die unmittelbaren Zeugnisse und Niederschläge des Lebens, die Briefe, Tagebücher und Acten. Hinter das Geheimniß der Memoirenschreiberin werden wir niemals kommen, wenn wir die Memoiren immer wieder zum Ausgangspunkte nehmen. Wir müssen den Versuch wagen, die Markgräfin nicht durch die Memoiren, sondern die Memoiren durch die Markgräfin zu charakterisiren.

Nur kann dieser Versuch vorläufig nicht mehr als eine Skizze sein. Der gedruckte Briefwechsel der Geschwister gibt ein ganz falsches Bild ihres Austausches. Friedrich ist darin mit 302, Wilhelmine, die fleißigere Correspondentin, mit nur 45 Schreiben vertreten. Die Herausgeber der

„Politischen Correspondenz Friedrich's des Großen“ haben diesem Material 127 Briefe des Königs, 15 Brieffragmente der Markgräfin hinzugefügt. Drei weitere Fragmente finden sich bei Drossen. Arme Wilhelmine, möchte man mit Carlyle'scher Apostrophe ausrufen, wirst du dich mit der Zahl 63 gegen die 429 eines Bruders behaupten, der mit Minderheiten zu siegen gewohnt ist; würde es nicht besser für dich sein, wenn das Zahlenverhältniß gerade umgekehrt wäre? Was ist diese Correspondenz anders als ein Duett, von dem wir nur die Oberstimme nahezu lückenlos besitzen? Wird Wilhelmine's schwache Stimme gegen die starke Begleitung, die Märsche und das Trompetengeschmetter der schlesischen Kriege, die Dissonanzen der Fehde mit Voltaire aufkommen? Wenn man die Aufgabe stellt, wie ich sie soeben gestellt habe, sieht man erst, wie wenig Zeugnisse erster Hand uns eigentlich zu Gebote stehen. Von der großen Correspondenz der Markgräfin mit ihren Verwandten, ihren Eltern, ihren anderen Geschwistern, vor Allem dem Prinzen von Preußen und der Prinzessin Amalie, mit ihrer Tochter, mit fürstlichen Persönlichkeiten, Berliner Hofleuten, Gelehrten und Künstlern ist bis auf ihren Briefwechsel mit Voltaire nur ganz Weniges bekannt und veröffentlicht. Die Bayreuther Geschichte jener Zeit ist noch nie ernstlich an der Quelle studirt worden. Die folgende Skizze will und kann daher künftigen Veröffentlichungen und Forschungen nicht vorgreifen.



Das Denkmal an Stelle der umgestürzten Schand-  
säule mag einer hoffentlich nicht zu fernem Zukunft  
vorbehalten bleiben. Mir genügt es, wenn mein  
Entwurf wenigstens den Beweis der Nothwendigkeit  
eines Denkmals erbringt, wenn er das Verlangen  
nach ausführlicherer Kunde auch außerhalb der Zunft  
Fridericianischer Specialisten erregt.

## II.

### Kindheit und Erziehung.

Ueber Wilhelmine's Wiege hat sich noch ihr Großvater, Preußens erster König, gebeugt. Als am 9. Juli 1713 zum vierten Male die Wiederkehr ihres Geburtstages gefeiert wurde, hatte der prunkvolle Hofstaat Friedrich's I. bereits soldatischer Einfachheit Platz gemacht. Die Bestürzung ihrer Umgebung über die Reform an Haupt und Gliedern mit zu empfinden, war das älteste Töchterlein des neuen Königs viel zu jung. Das Andenken an die gute alte Zeit wurde nur durch die Erzählungen der Mutter und Höflinge, nicht durch eigene Erinnerung, wach gehalten. In der Kinderstube blieb auch in der Folge Alles beim Alten. Wenn Friedrich Wilhelm I. seine Gemahlin alsbald nicht gerade freundlich „zu ihrem Nähewerk verwiesen“ hatte, so respectirte er wenigstens die Grenzen ihres Ressorts. Sein eigenes Erziehungswerk beschränkte sich auf seine Söhne, begann erst mit dem Augenblicke ihrer Einkleidung in den blauen Rock des Officiers.

Wer hätte nicht schon davon gehört, wie dieser

Monarch seine Souveränität als einen „rocher de bronze“ stabilirte. Er kannte seine Rheinländer, Märker und Preußen. Selbst mit den „vornehmsten und schlimmsten“ seiner altmärktischen Vasallen, den Schulenburg, Alvensleben und Bismarck, getraute er sich fertig zu werden. Auch den Kampf mit dem „Weibervolk“ hat er nicht gescheut, wenn das Interesse seines Staates in Frage kam. In allen anderen Dingen ließ er die Königin gewähren. Die Regel, sich um Alles zu kümmern, erfuhr, wie nicht selten bei Haustyrannen, eine verhängnißvolle Ausnahme. Der sonst so scharfblickende Fürst schien, wenn er von des Tages Mühsal im Schoße seiner Familie Erholung suchte, die Fähigkeit verloren zu haben, mit eigenen Augen zu sehen. Seine Donnerwetter kamen meist zu spät, so daß die lustreinigende Wirkung ausblieb. Eigene Lässigkeit und weibliche Ueberlegenheit sorgten dafür, daß sein Absolutismus nicht schrankenlos wurde. Um den Kronprinzen hat er mit der Königin gerungen. Seine Töchter ließ er achtlos verbilden.

„Die älteste Prinzessin“ — schreibt der englische Gesandte im September 1716 — „ist eines der lieblichsten Kinder, das ich je gesehen habe. Sie tanzt reizend, ihre Haltung und ihr Verstand sind weit über ihre Jahre“. Ungefähr um dieselbe Zeit wird Antoine Besne Wilhelmine und den Kronprinzen gemalt haben. Gewiß eine hübsche Idee, die unzertrennlichen Geschwister im Bilde festzuhalten. Der kleine Trommler, das drei Jahre ältere

Schwesterchen mit Blumen im Ueberwurfe. Brüderchen stürmisch, Schwesterlein zurückhaltender, das Alles erscheint nicht unkindlich. An dem Gegenstande und der ersten Conception wäre nichts auszusetzen. Nur die Ausführung des ersten Porträts des großen Königs und seiner Schwester frappirt. Wie der Mohr mit seinem Schirm, so posiren auch die beiden Königskinder. Ordensband und Barrett und Kinderkleid und Trommel des kleinen Fritz contrastiren seltsam mit einander. Aus dem Kinderhalschen der siebenjährigen Schwester ist der entblößte Busen einer kleinen erwachsenen Dame geworden. An die entzückende Naivetät van Dyck'scher Kinderporträts darf man dabei nicht denken. Das Zeitalter liebte und verlangte nun einmal Anderes. Am Hofe Friedrich Wilhelm's I. würde man nichtsdestoweniger mehr Natürlichkeit erwarten. Das unkindliche Nachäffen Erwachsener ist nicht so sehr an gewisse Zeiten und Vertlichkeiten gebunden, als man gemeinhin glaubt. Die angeborene Natürlichkeit des Römers nimmt an den Kinderpredigten in Santa Maria in Aracoeli keinen Anstoß. Kinder-Visitenkarten und gedruckte Einladungen zu Kinderbällen sind auch in unserem forcirten Zeitalter nicht Jedermanns Sache. Keine Modenarrheit ohne Ausnahme. Neben unvernünftigen hat es alle Zeit vernünftige Eltern gegeben. An dem Bilde von Pesne würden wir nichts Auffallendes finden, wenn es etwa Kinder August's des Starken von Sachsen darstellte.

Was uns stutzig macht, ist allein der Gedanke an den Vater dieser Affchen.

Man weiß, wie sehr dem Könige an seinem ältesten Sohne der „air de marquis“ mißfallen hat. Ist ihm die siebenjährige Weltkammerdienerin erträglicher gewesen oder hat er, in der Kammer mit Blindheit geschlagen, die Verbildung wirklich nicht bemerkt? Ich denke, die Antwort kann nicht zweifelhaft sein, wenn wir erst den zweiten Theil des mütterlichen Erziehungswerkes kennen gelernt haben.

Die erste Königin von Preußen, Sophie Charlotte von Hannover, hat mit ihrem Gatten die Vorliebe für ein Scheintwesen getheilt. Der kleine Friedrich Wilhelm muß vor versammeltem Hofe eine Paradeprobung bestehen. Die Mutter hält lustwandelnd mit ihrem Sohne ein tugendhaftes Gespräch über Fénelon's „Telemach“, um es zu ewigem Andenken wohl stilisirt aufzeichnen zu lassen. Ein Glück, daß an dem kleinen Wildling nichts zu verbilden ist, daß Sophie Charlotte sich mit dem Scheine begnügt. Die geistvolle Königin amüsirt sich, ohne daß ihr Kind dabei Schaden litte. Die zweite Welfin auf dem preußischen Königsthron hat es dagegen ernster gemeint und sich in Folge dessen an Körper und Seele ihres zarten Kindes versündigt. Mit acht Jahren hat Wilhelmine den Elementarunterricht bereits absolvirt. Im Juli 1717 beginnt, um vom Unterrichte in Sprachen und technischen Fertigkeiten

keiten zu schweigen, der gelehrteste Mann Berlins, La Croze, den Unterricht in der Universalgeschichte. Im Alter von zwölf Jahren wird sie 1721 nach vierjährigem Cursus dieser gesundheitsmörderischen Schule entlassen. Die aus dem Januar 1723 datirte Dedication der „Histoire du Christianisme des Indes“ ihres alten Lehrers ist gleichsam das Reisezeugniß für die altklügste aller Prinzeßinnen.

„Dans un âge peu avancé“ — darf er ihr schreiben — „Votre Altesse Roiale a fait des progrès dont il faut avoir été témoin comme moi pour en être pleinement persuadé. Elevée sous les yeux et par les soins de la reine vôtre auguste mère, vous avez surpassé jusqu’aux espérances des personnes qui s’intéressaient le plus à votre éducation“.

Auch La Croze ist von seinem Landsmanne Pezne gemalt worden. Ein wahrer Fleischberg, sitzt er, den Kopf zum Beschauer gewendet, an einem Tische vor seinem aufgeschlagenen Hauptwerk, eben jener „Histoire“. Alle Linien gehen bei ihm ins Rundliche. Die Finger der wulstigen Hände gleichen dicklichen Würsten. Der alle Zeit spottlustige Philosoph von Sanssouci hat in der That Recht. Angesichts dieser Erscheinung müssen wir unbedenklich zugeben, daß die Materie denke. Denn nicht geistlos blicken die kleinen, freundlichen Augen. Der Eindruck einer so gewichtigen Persönlichkeit wäre noch reiner, wenn La Croze die Mönchskutte trüge, die er 1696 abgeworfen hatte. Auch im

Gelehrtenhabit kann der Bibliothekar des Königs die Behaglichkeit des ehemaligen Benedictiner nicht verleugnen.

Ein nie versagendes Gedächtniß hatte La Croze, wie Friedrich 1739 nach seinem Tode an Voltaire schrieb, zu einem „Repertorium aller deutschen Gelehrten, zu einem wahren Magazin der Wissenschaften“ gemacht. Seiner Fruchtbarkeit stand die gewaltige Polyhistorie des Mannes im Wege. Den Respect vor seiner Person konnte sie, durch ein würdevolles Auftreten unterstützt, nur erhöhen. Als Anekdotenerzähler war er bei Alt und Jung beliebt. Seinen Hiftörchen soll die melancholische, häufig durch schluchzende Töne unterbrochene Vortragweise des kränkenden Hypochonders einen eigenthümlichen, ans Komische streifenden Reiz verliehen haben. Alles in Allem also kein übel gewählter Instructor für ein aufgewecktes, munteres Fürstenkind, wenn nur dieses Kind nicht erst acht Jahre alt wäre, wenn nur der Lehrauftrag der Königin nicht das Unmögliche verlangte.

Das Widerspruchsvolle einer Weltgeschichte für Kinder hat das Jahrhundert der Aufklärung allerdings nicht einsehen wollen. In der Vaterstadt des weltbekannten „Trichters“ ist noch 1730 von dem Rector der Heiliggeistschule, Colmar, der lieben Jugend „die Welt in einer Ruß“ dargereicht worden. Für jedes Jahrhundert seit Erschaffung der Welt hat der Nürnberger Schulmann einen artigen Memorirvers erjonnen. Das erste Jahrhundert

unserer Zeitrechnung wird mit zehn Verszeilen umschrieben:

Der Varus beißt ins Gras.  
Liber verweigert was.  
Pilatus quält die Jüden,  
Gh' Christus abgeschieden.  
Da Cajus mußte fort,  
Folgt Nero's Muttermord.  
Vitellius entehret.  
Jerusalem zerstöret.  
Schaut hier die Gäste quälen  
Und den Trajan erwehlen.

Das Kind plappert verständnißlos das Verslein her, um sich darauf vom Lehrer fragen zu lassen: Wer war Liberius, was hat er verweigert, weshalb, wieso, warum? Eine an sich nicht so üble Sokratische Methode und alberne Spielerei sind der Trichter, Namen und Daten die Erbsen, das Kindertöpfchen wird als hohle Ruß angesehen, und nun wird eingefüllt und gestopft, bis die Nähte plagen.

Der Fürstenerziehung aber fing man an, höhere Ziele zu stecken, seitdem Bossuet 1681 seinen „Discours sur l'histoire universelle“ herausgegeben hatte. Die franzosenfeindliche Gesinnung Kaiser Leopold's I. hielt ihn nicht ab, das Unterrichtsbuch des Dauphin für den künftigen Träger der Kaiserkrone, Erzherzog Joseph, übersehen zu lassen. Wenn man auch an protestantischen Höfen Deutschlands mit der nationalen und katholischen Tendenz des Bischofs von Meaux nichts zu machen wußte, so empfahl sich doch sein Buch theologischen Erziehern



durch die teleologische Weltanschauung des Verfassers. Wer es nicht unvorbereitet kennen lernte, wer, wie der Sohn Ludwig's XIV., bereits geschichtlichen Unterricht genossen, alte und neue Historiker gelesen hatte, mochte auch in jugendlichem Alter nicht ohne Nutzen Religionen und Reiche noch einmal in Bossuet's Projection an sich vorüber ziehen lassen.

La Croze sah sich hingegen in der Zwangslage, das elementare Frag- und Antwortspiel mit Bossuet'scher Repetition vereinigen zu müssen. Seufzend und schluchzend wird er im Sommer 1717 sich an die saure Arbeit gemacht haben, nicht so wie Bossuet einem Jüngling, sondern einem achtjährigen Mädchen auseinander zu setzen, was wir unter Geschichte verstehen, was eine Epoche und eine Periode sei. Am 13. Februar 1719 ist er auf seinem methodisch bedächtigen Weltspaziergange bei Christi Geburt angelangt. Am 12. Mai 1721 hat seine rastlos trippelnde Begleiterin noch zehn Jahrhunderte vor sich. In seinen Fragen geschmackvoller als sein Nürnberger pädagogischer Colleague, legt er doch seiner Schülerin ihren Horizont weit übersteigende Antworten in den Mund, läßt sie mit Olympiaden rechnen und treibt es mit gleichgültigen Jahreszahlen so toll, daß sich am Ende doch einige kleine Abstriche als nöthig erweisen. In der Hauptsache aber läßt sich die Pedanterie des Ex-benedictiners nichts abhandeln. Kein gekröntes Haupt wird übergangen. In endloser Folge halten

die regierenden Geschlechter der Welt ihren Einzug in Wilhelmine's Gedächtniß, sogar die späteren oströmischen Kaiser und die Nachfolger des Propheten bis zu des regierenden Sultanes Majestät. Anfangs befinden sich hie und da noch einige Dichter und Denker in ihrem Gefolge. Von der Völkerwanderung an hat auch das ein Ende. Die Weltgeschichte ist Geschichte der Höfe. Auf Legitimität wird großes Gewicht gelegt, wenn auch die Ausnahmen nicht ganz vergessen werden. Alcibiades ist charakterisirt als „jeune homme de naissance et plein d'esprit, mais brouillon et libertin“. Von Vespasian läßt sich leider nicht sagen, daß er „homme de naissance“ war; „mais il avait beaucoup de mérite et de valeur“.

Für den Historiker sind manche Urtheile und Charakteristiken la Croze's auch heute noch von Interesse. Den ungünstigen Ausfagen der römischen und griechischen Kirchenhistoriker zum Troß nennt der reformirte Theologe Leo den Isaurier wegen seines Vorgehens gegen den heidnischen Bilderdienst einen großen Fürsten. Wenn er mit den Päpsten im Allgemeinen nicht allzu glimpflich verfährt, ist er doch unbefangen genug, die Erzählung von der Päpstin Johanna in das Reich der Fabel zu verweisen. In der beständigen Verwechslung des römischen Kaiser- und Königstitel verräth sich der Ausländer. Von den Hohenzollern weiß er bis auf Joachim II. nur Kriege und Annexionen zu erzählen. Albrecht Achilles schlägt gegen die

Nürnbergger neun „Schlachten“, darunter acht siegreiche. Der Große Kurfürst wird respectvoll, aber kurz behandelt. Von Fehrbellin hat Wilhelmine wohl zum ersten Male durch die brandenburgischen Memoiren ihres Bruders nähere Kunde erhalten.

Man könnte versucht sein, auch diese höfische Anleitung zu anmaßlicher Oberflächlichkeit für eitel Spiegelschtereie zu halten, wenn nicht die Markgräfin außer dem handschriftlichen Leitfaden ihres Lehrers eine Prüfungsarbeit der Aufbewahrung werth gehalten hätte. Schon ihre Handschrift zeugt von ihrer Frühreise; denn sie hat sich nicht mehr wesentlich verändert. Ihr kindliches Gedächtniß aber erscheint in der That staunenswerth. Bis auf Septimius Severus schreibt sie die Namen aller römischen Imperatoren lückenlos nieder. Von jedem hat sie irgend etwas behalten. Auch die Anekdotchen ihres Präceptors fehlen nicht, wenn sie auch nach Kinderart die Pointe vergißt. Vespasian — wir wissen schon, daß er kein „homme de naissance“ gewesen ist — war so geizig und unfein, „qu'il mit un impôt sur les urines“. Die witzige Bemerkung des ersten Flavii über die Geruchlosigkeit des Steuergeldes ist ihr entfallen. Ein Kind des Commodus von einer Concubine, das bei der Ermordung des Kaisers eine Rolle gespielt hat, führt sie folgendermaßen ein: „Les dames romaines avoit coutumes d'avoir des enfans qu'il portoit sur les bras tous nus et pour ainsi dire en guise de chiens“. Nicht ohne eine gewisse Beruhigung werden

wir gewahr, daß auch eine verfehlte Erziehung die Natur nicht ganz ersticken, ein kleines Mädchen nicht in eine große Dame verwandeln kann. Der Unterricht La Croze's hat auch die Geister des Humors geweckt. Mit heimlichem Entzücken vernimmt Wilhelmine die Charakteristik Johann Cicero's: „Il était d'un embonpoint excessif, ce qui l'incommodait extrêmement; il emploia divers remèdes pour diminuer la pesanteur de son corps, mais aucun ne réussit“. Das ist ja dein Lehrer, wird es in ihr gejubelt haben, und, fragt sie sich schon, ist es nicht auch ein wenig der Papa?

Friedrich hat es seiner Schwester später nachgerühmt, daß sie ihm den Geschmack an Büchern beigebracht habe. Ohne ihre Stachelreden würde er, wie er seinem Vorleser erzählte, in seiner Neigung zu träumerischem Müßiggang, seine Talente nicht geübt haben. In Wahrheit ist auch er in einer Treibhausatmosphäre herangetwachsen. Dem Sechzehnjährigen richtet sein Lehrer Duhan de Sandun insgeheim eine Universalbibliothek ein. So groß die Frühreise der Königskinder ist, so sind doch die unvernünftigen Anticipationen noch größer gewesen. Erwägt man die Gefahren ihrer Stellung, so erscheint es fast wie ein Wunder, daß sich kein fortbildungsfeindlicher Hochmuth in ihren jungen Köpfen eingenistet hat. Die harte Schule des Lebens erklärt nicht Alles. Wer nach solcher Schule noch einmal zu lernen anfängt, wer sich alsdann noch seiner alten Lehrer erinnert,

hat Kopf und Herz auf dem rechten Fleck. Wenn Wilhelmine und Friedrich in ihren jungen Jahren zu besitzen glaubten, was sie sich erst erwerben sollten, wenn Friedrich sich 1728 nach dem Besuche an dem üppigen Hofe August's des Starken zum ersten Male einen Philosophen nannte, so erkennt man die Früchte der mütterlichen Erziehung. Wenn sie sich dessenungeachtet in der Folge des eingebildeten Besizes wirklich versichern sollten, so haben sie das nächst ihrer Begabung der väterlichen Mitgift an geistiger Gesundheit zu danken gehabt.

Nicht als ob Friedrich Wilhelm I. sich darüber klar gewesen wäre, was man eigentlich verpflücht hatte. Die Wirkung hat er alle Zeit für die Ursache genommen. La Croze ist als Erzieher wohl überhaupt nicht in seinen Gesichtskreis getreten. An Duhan schätzte er nur den unterrichteten Soldaten. In den Berliner Réfugiés noch etwas Anderes als Unterthanen des Königs von Preußen zu sehen, kam ihm nicht in den Sinn. Dem Gesandten La Chetardie hat er 1732 gleich in der ersten Audienz die curiose Frage gestellt, weshalb die Franzosen jetzt meist Comödianten seien, während sie sich früher durch ein ernstes, gefeßtes Wesen ausgezeichnet hätten. Die gefeßten Leute von ehemals waren die Flüchtlinge von 1685, die Schüllinge seines Großvaters, die Hanswurste von heute, die von seinem Sohne nachgeäßten Marquis und Mignons des Versailler Hofes. Tiefer ist sein teutonischer Eifer gegen alle Ausländerei nicht gegangen. Das

Bildungsproblem einer französischen Erziehung hat er ebenso wenig wie Sophie Dorothea begriffen. Nur der Zufall hat es gefügt, daß Wilhelmine und Friedrich von Franzosen erzogen wurden. Die centrale Stellung der Geschwister in der Cultur-entwicklung des Aufklärungszeitalters führt auf den Verkünder des Potsdamer Edictes, nicht auf den Willen der Eltern zurück.

Erst spätere Zeiten haben dem Helden der Nation die Abkehr von einer noch gar nicht vorhandenen nationalen Bildung zum Vorwurf gemacht. Der junge Goethe ist immer wieder gegen den alten Fritz ausgespielt worden, als ob der Gegensatz zweier Generationen irgend etwas bewiese. Die Schrift „de la littérature allemande“ wiederholt nur die Gedanken der Einleitung der „Histoire de mon temps“. Was 1780 ein Anachronismus war, hat mehr als ein Menschenalter früher einen Culturfortschritt bedeutet. Eine Weltsprache wie das Griechisch des Römerreiches gab es nicht. Die Vorherrschaft der lateinischen Gelehrtensprache war gebrochen. Deutschland hatte dem Kampfe um eine nationale Form des religiösen Lebens seine nationale Cultur geopfert. In Italien und Spanien war die Mittagshöhe der Renaissance längst überschritten. Wer sich im ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts der Bildungsschätze der Vergangenheit und Gegenwart versichern wollte, fand nur in England und Frankreich keinen Schutt vor seiner Thüre. Für England sprach der Reichtum, für

Frankreich die Einheitlichkeit seiner Entwicklung. Die Aera der Königin Anna that durch ihre relative Nähe dem Zeitalter Elisabeth's Abbruch. Pope und Addison entstellten die Aussicht auf Shakespeare und Milton. Das „siècle de Louis XIV“ glich einer prächtigen Terrasse, von der man gemächlich zu den unteren Partien des Gartens mit ihren Verstecken und Grotten hinab steigt. Die englische Literatur barg in sich eine Welt, die französische hat wie die deutsche im Zeitalter der Boßischen Odyssee und der Romantik durch ihre Uebersetzungen den Zugang zur alten und neuen Welt durch eine breite Heerstraße eröffnet.

Der principielle Standpunkt des Geschichtsschreibers der schlesischen Kriege und seiner Schwester hat also mit der von Bismarck getadelten deutschfürstlichen Ausländerei nichts gemein. Die „Histoire de mon temps“ und die Bibliothek der Markgräfin von Bahreuth beweisen, daß viele mit Unrecht ein Vorurtheil nennen, was in Wahrheit ein wohl fundirtes Urtheil gewesen ist. In ihren unmündigen Jahren aber hat ihnen das Bewußtsein ihres Thuns und Lassens noch gefehlt. Die Neigungen der Mutter waren ganz und gar England zugewandt. Der König sprach wohl im Zorn von ihrer englischen Familie und meinte damit seine Kinder. Wenn es auf den Willen Sophie Dorothea's angekommen wäre, hätten Wilhelmine und Friedrich von Kindesbeinen an eine englische Erziehung erhalten. In dem Berlin von 1720

konnte freilich nur die französische Colonie der Nährboden ihrer Bildung werden. Zu Führern der englisch-französischen Aufklärung sind sie dann aus sich selbst, nicht durch Eltern und Erzieher geworden.

Man hat Goethe's genealogisches Sprüchlein vom väterlichen Ernst und der mütterlichen Frohnatur bei passenden und unpassenden Gelegenheiten so oft wiederholt, daß es fast die Geltung eines Vererbungsgesetzes beansprucht. Auch der Mutter Friedrich's II. ist die Pietät ihres großen Sohnes zu Gute gekommen. Mit Ausnahme von Lavisse haben alle Historiker sie mehr oder weniger durch die Fridericianische Brille gesehen und zu sehr außer Acht gelassen, daß der Prometheusfunke sich nicht vererbt. An geistiger Regsamkeit ist in der mütterlichen Ahnenreihe König Friedrich's gewiß kein Mangel. Vom Mutterwitz der Kinder Friedrich Wilhelm's I. hätte man nicht sprechen sollen. Die Briefe Sophie Dorothea's in den „Œuvres“ lassen, so gering auch ihre Zahl ist, über ihre geistige Beschränktheit keinen Zweifel. Den Contrast zu ihrem Gatten darf man sich überhaupt nicht allzu groß denken. Starkknochig, robust, mehr westfälisch als Stuartisch, unterschied sie sich in der äußeren Erscheinung von dem Könige nur durch die hochmüthige Miene der Welfentochter. Im Ertragen von Strapazen hat es die gesunde Mutter von vierzehn Kindern mit der Parforcenatur Friedrich Wilhelm's I. alle Zeit aufgenommen. Das Hof-



Leben hätte wohl noch anstrengender sein dürfen, wenn es nur höflicher und glanzvoller gewesen wäre. An der stereotypen, nicht gerade philosophischen Frage der philosophischen Geschwister: „ist er von Stand?“ erkennt man die mütterliche Art. Auch mag man die Abneigung des Kronprinzen gegen die derberen fürstlichen Passionen, wie Jagd, Bier- und Tabatsymposien, die Theaterfreude Wilhelmine's und ihre Gleichgültigkeit gegen militärische Schauspiele, Manöver und Paraden auf Sophie Dorothea zurückführen. In der Hauptsache aber ist der Hausgeist in Sanssouci und der Bahreuther Eremitage doch ein anderer gewesen als in Schloß Monbijou, und es lag nicht an der Königin, daß sie sich nicht nach dem Muster von Windsor Castle eine größere, wenn auch nicht geistig bewegtere Welt geschaffen hat.

Lavisse geht wohl zu weit, wenn er in dem Verhältniß Sophie Dorothea's zu ihren Kindern überall Berechnung sieht. Als Bismarck seiner Braut seine scheinbar gemüthlose, kühl verständige Mutter aus der Erinnerung schilderte, bemerkte er gleichzeitig, daß „die mittelmäßigste Mutterliebe, mit allen Beimischungen mütterlicher Selbstsucht, doch ein Riese gegen alle kindliche Liebe“ sei. Mutterliebe und Selbstsucht lassen sich nicht auf der Goldwaage gegen einander abwägen. Friedrich's jüngere Geschwister haben an der Königin eine wahre, selbstlose Mutter gehabt. So schwer jedoch die Grenze zwischen Liebe und Berechnung zu ziehen

ist, wird man immerhin so viel sagen dürfen, daß Sophie Dorothea in dem Kronprinzen und ihrer ältesten Tochter die eigne Zukunft mit geliebt hat. Die wachsende Erkältung zwischen den Gatten gehört in das letzte Jahrzehnt des Königs. Wann und ob sich der Gedanke an die Erlösung von ihrem Hausrannen zum Wunsche gesteigert hat, vermögen wir bei dem Mangel an Selbstbekenntnissen überhaupt nicht zu sagen. Der Gedanke selbst aber wird sich in Folge der schwankenden Gesundheit Friedrich Wilhelm's I. verhältnißmäßig früh eingestellt haben. Wenn sich die Königin im Geiste als Königin-Wittwe sah, schien ihr die Vermählung Wilhelmine's und Friedrich's mit Sohn und Tochter ihres englischen Bruders einen glanzersfüllten Lebensabend zu versprechen. So gut sie es verstand, äußerlich, und dennoch schwerfällig, hatte sie einen König und eine Königin erzogen. Von halber Arbeit wollte sie, wie ihr Gemahl, nichts wissen. Die Erziehung war in ihren Augen nur der Weg. Die englische Doppelheirath wurde ihr zum Ziel. Sie war bereit, wenn nöthig, „ganz Europa auf den Kopf zu stellen“, um es nach ihren Wünschen zu erreichen.

---

### III.

## Heirathsprojecte und Erziehung.

Es kann nicht meine Absicht sein, die oft erzählten Vorgänge im preußischen Königshause bis zur endgültigen Aufgabe des englischen Heirathsprojectes und dem Fluchtversuch des Kronprinzen noch einmal eingehender darzustellen. Der Biograph Wilhelmine's darf sich kürzer fassen, als es dem Darsteller der Jugendgeschichte des großen Königs gestattet wäre. An das Capitel über die Erziehung reiht sich ein zweites, dem schon Carlyle die schnurrige Ueberschrift gegeben hat: „Wilhelmine soll stracks unter die Haube“. Die gelehrige Schülerin des gelehrtesten Mannes von Berlin hat kaum gelernt, wie aus den geraubten „dames sables“ „dames romaines“ wurden, als sie sich mit der Verwandlung der „princesse royale“ in die „princess of Gloucester“ zu beschäftigen anfängt. Der Ablegung des calvinistischen Glaubensbekenntnisses folgt die Beschäftigung mit der Liturgie der englischen Hochkirche auf dem Fuße. Die komischen Romanfiguren Scarron's und „Pierre de Provence“ werden zeitweise in ihrer Phantasie durch die

repräsentativen Figuren der dialogischen Wochen-  
schriften Addison's und Steele's abgelöst. Ohne  
eine Spur von Neigung für einen nur von Hören-  
sagen bekannten Better lebt sich Wilhelmine fünf  
Jahre hindurch in ihre englische Lebensrolle  
vollkommen ein. Die Königin darf mit ihrer  
Tochter zufrieden sein. Verlobung und Vermählung  
würden sie nur an einen Platz stellen, den sie in  
Gedanken längst eingenommen und mit königlichem  
Anstande ausgefüllt hat. Die beginnende Zer-  
rüttung des Familienlebens macht vorläufig noch  
an der Schwelle ihrer Gemächer Halt. Wenn sie  
schwesterlich mit dem mißhandelten Kronprinzen  
leidet, darf sie sich andererseits doch sagen, daß  
auch der Vater ihr das dem Bruder versagte  
Glück von Herzen gönnen würde. Eine preußische  
Prinzessin kann dereinst als Königin von England  
ihrem Vaterlande gute Dienste erweisen. Für den  
preußischen Thronfolger ist es besser, wenn keine  
allzu mächtige Familienverbindung ihn und seine  
Politik unter Umständen auf Abwege drängen  
kann.

Der später Geborene ist immer klüger. Wir  
wissen heute, daß Wilhelmine niemals Königin  
von England geworden wäre. Als Prinz von  
Wales ist Friedrich von Gloucester 1751, neun  
Jahre vor Georg II., gestorben. Die Tochter  
Friedrich Wilhelm's I. hätte an seiner Seite in  
der „Welt, in der man sich langweilt“, wohl eine  
glänzendere, aber gewiß keine bedeutendere Rolle

ge spielt, als die Bayreuther principessa. Auch als Gemahl der englischen Prinzessin Amalie würde Friedrich der Große nie etwas Anderes als preußische Politik getrieben haben. Vom Standpunkte der Nachwelt ist in der Comödie der englisch-preußischen Irrungen „viel Lärmen um nichts“ gemacht worden. Wer billig denkt, wird zugeben, daß für beide Theile, so wie ihnen die Dinge in den Jahren 1725 bis 1730 erscheinen mußten, in der That viel auf dem Spiele stand. Die Sentimentalitäten Sophie Dorothea's fanden in London kein Echo. Aus den gleichen Gründen wie Friedrich Wilhelm I. Wilhelmine, wollten Georg I. und sein gleichnamiger Sohn und Nachfolger die Prinzessin Amalie vermählen. Auf die Vermählung Friedrich's von Glocester mit Wilhelmine hat man jenseits des Kanals keinen Werth gelegt. Das Haus Hannover wollte in Berlin, der Hohenzoller in London in nächster Nähe des Staatsoberhauptes unter dem nämlichen Thronhimmel vertreten sein. Das Project einer Doppelheirath wäre ohne die unablässigen Bemühungen Sophie Dorothea's wohl überhaupt nicht auf die Bahn gebracht worden. Friedrich Wilhelm I. ist niemals aufrichtig darauf eingegangen. Georg II. hat bis zum letzten Augenblick die preußische Heirath seines Sohnes davon abhängig gemacht, daß seine Tochter Amalie als preußische Kronprinzessin in Berlin ihren Einzug halte.

Es gehört zum Wesen der Eigensucht, daß

man nicht objectiv genug ist, auch Anderen das Recht der gleichen Eigensucht einzuräumen. Hier aber wurde den Schwägern durch die unselige Mittlerschaft Sophie Dorothea's lange Zeit geradezu unmöglich gemacht, ihre eignen Pläne und Absichten zu durchschauen. Zum Machiavellisten ist Friedrich Wilhelm I. verdorben gewesen. Ein Politiker würde an seiner Stelle der Königin die englische Familiencorrespondenz in der Heirathsangelegenheit keinen Augenblick überlassen haben. Improvisirte Diplomaten verwendet der Staatsmann nur, wenn er sie jeder Zeit von seinen Nothschößen wieder abschütteln kann. Wer seiner Frau den kleinen Finger reicht, darf sich nicht beklagen, daß er keine freie Hand mehr hat. Die Hauptschuld an der Katastrophe von 1730 trägt wohl Sophie Dorothea. Während der König mit der Arglosigkeit eines Kindes seinen geraden Weg ging, kabalirte die österreichische Hofpartei gegen die Partei der Mutter, die Mutter mit „ihrer englischen Familie“ gegen den Gatten. Aber auch Friedrich Wilhelm I. hat zu der traurigen Entwicklung der Dinge durch seine souveräne Mißachtung der elementarsten politischen Regeln mehr noch als durch seinen Jähzorn das Seinige redlich beigetragen.

In den „Euvres“ setzt der Briefwechsel der Geschwister erst nach der Katastrophe mit einem Schreiben des Kronprinzen aus Küstrin vom 1. November 1730 ein. Die früheren Briefe, viele

oder wenige, hat der Herausgeber wegen ihres „unbedeutenden Inhaltes“ unterdrückt, obwohl sich darunter die von ihm selbst citirte Dresdener Epistel von „Frédéric le philosophe“ befindet. Flüchtige, an sich vielleicht unbedeutende und dennoch unschätzbare Billets, von Zimmer zu Zimmer gewechselt, harren noch der Auferstehung. An Stelle eigenhändiger Selbstbekenntnisse müssen uns auch für diese Zeit noch von fremder Hand aufgenommene Augenblicksbilder zur Vergewärtigung der Unzertrennlichen genügen. Zehn bis elf Jahre sind verflossen, seit Besne sie in seiner Weise im Bilde festgehalten hat. Die kindliche Munterkeit ist längst durch ein nachdenkliches Wesen verdrängt. Welch ein Unterschied zwischen der allerliebsten Zutraulichkeit des kleinen Prinzen Wilhelm, des Ahnherrn Kaiser Wilhelm's I., und dem „temperamentum melancholicum“ der beiden ältesten, wenn schon Wilhelmine, sobald „sie spricht, viel artiger ist, als man ihr ansehen sollte“. Dem einen der Musterhausener Beobachter im Herbst 1727, dem Sohne des Hallenser Waisenhaußtifters Hermann August Francke, entgeht allerdings nicht, daß der Kronprinz, je nachdem der Vater nah oder fern ist, zwei Gesichter hat. Der Andere, Francke's Schwiegersohn, Professor Frenlinghausen, lernt Friedrich bei Tisch eigentlich nur als stummen Bratenschneider kennen, während ihm Wilhelmine mit höflicher Danksagung seine pietistischen Traktätchen abnimmt, um sie wie

eine Leichenpredigt Francke's ungelesen bei Seite zu legen. Die Königstöchter in dem engen, düstern Jagdschloß, im Empfangszimmer der Mutter hinter einem Schirm bei ihrem Nähwerk, die leutselige Bewirthung des Hallenser Theologen mit einer Tasse Kaffee, bis Sophie Dorothea durchs Fenster den König von einem Spazierritt heimkehren sieht und den Professor entläßt, um den Gatten zu empfangen — freundliche, gewiß nicht gestellte Bilder häuslichen Behagens und dennoch täuschend, weil Freyhlinghausen nicht hinter den Schirm sehen konnte. Auch ein dritter, weit schärferer Beobachter, der Spion des Kaisers, Graf Seckendorf, muß vor der jungen Diplomatin die Waffen strecken. In einem Momente der Spannung zwischen Berlin und Hannover im Januar 1727 kann er den Verstand Wilhelmine's nicht genug bewundern. Mit der gleichgültigsten Miene ist sie bei Tisch Ohrenzeugin der Gespräche ihrer Eltern über ihr Lebensschicksal. Reden darf sie nicht. Aber sie verräth auch sonst nicht ihre Gedanken, „so daß man nicht sagen kann, ob sie die Vermählung wünscht oder lieber wegen der bekannten Coquetterie und Libertinage des Prinzen Friedrich von Hannover unterlassen sähe“. Die rauhe Bärtlichkeit Friedrich Wilhelm's I. läßt sich durch die maskenhafteste Starrheit seines „Mädchens“ nicht irre machen. Wenn er die Königin bei Gelegenheit durch weniger genehme Schwiegeröhne zweiten, dritten Ranges schreßt, hofft er doch bis zur letzten Stunde sein liebes



Kind mit der guten englischen Partie persönlich überraschen zu können.

Wir wissen bereits, was dem im Wege stand. Als Georg II. endlich auf das Doppelheirathsproject seiner Schwester einging und Sir Charles Hotham nach Berlin schickte, konnte das Hinderniß einer Einigung nicht länger verborgen bleiben. In seiner Herzensfreude über die englische Werbung hatte der König zunächst nur gehört, was er zu hören wünschte. Zur Bestürzung des Gesandten brachte er bei dem Diner in Charlottenburg am 4. April 1730 die Gesundheit Wilhelmine's und des Prinzen von Wales aus. Ohne es verhindern zu können, mußte Hotham mit ansehen, wie die je nach ihrer Parteirichtung erfreuten oder bestürzten Höflinge dem Könige gratulirten. Der Wein floß zu Ehren der künftigen Prinzessin von Wales in Strömen. Friedrich Wilhelm verlor, wie immer bei solchen Gelagen, die Haltung. Mit seiner brutalen und doch zärtlichen Offenherzigkeit sagte er zu dem an solche Sprache gar nicht gewöhnten Engländer: „Meine Tochter ist häßlich und blatternarbig, aber trotzdem ein braves Ding. Vor drei Jahren hätten Ihr sie noch schöner haben können“. Bei alledem vergaß er nicht, Hotham um Verschwiegenheit zu bitten, damit er selbst in Gegenwart des Briten Wilhelmine's Einwilligung einhole. Erst in dem Raizenjammer der folgenden Wochen kam ihm die Erkenntniß, daß Georg II. die preußische Schwiegertochter nur um den Preis der Vermählung seiner

Tochter mit dem Kronprinzen mit in Kauf nehmen wolle. Die oft erzählte Plumpheit Sir Gotham's hatte lediglich die Bedeutung, den Abbruch längst zwecklos gewordener Verhandlungen herbeizuführen. Auch der Kronprinz überzeugte sich, daß sein Versuch, den väterlichen Mißhandlungen durch die englische Heirath und die Statthalterschaft in Hannover zu entfliehen, mißglückt sei. Dem ersten folgte der zweite verzweifelte Fluchtversuch, um ebenso wie dieser vereitelt zu werden.

Als Friedrich Wilhelm I. kurz nach seiner Thronbesteigung am 26. Februar 1713 seine Minister um sich versammelte, hatte er ihnen angekündigt, sie nicht als guter Herr, sondern als Bruder und Kamerad behandeln zu wollen, wenn sie ihm treu seien. Sollten sie aber nicht aufhören, gegen einander zu intriguiren, so werde er dazwischen fahren, daß sie sich wunderten. Zum ersten Male erfuhr die Welt sein Ideal des patriarchalischen Absolutismus: die Diener gehorsam und pflichteifrig bei der Arbeit, die Gattin in der Kinderstube, er selbst unermüdblich festen Sinnes am Steuer. Von den unvermeidlichen Frictionen des Lebens hatte der Idealismus des neuen Herrn damals noch so wenig gewußt, daß er, nach solcher Ansprache die Anwesenden umarmend, auf die neue Eidesleistung verzichten konnte, da sie ja seinem Vater geschworen hätten. Wie ein Bruder, aufrichtig, streichelnd und Püffe austheilend, hatte er auch das Verhältniß zu seinem ältesten Sohne

aufgefaßt. Er selbst war sich treu geblieben. Den vornehmsten Theil seines Regierungsprogramms hat er durchgeführt. In 27 sauren Arbeitsjahren ist seine erstaunliche Willenskraft niemals erlahmt. Den Geist der Intrigue zu bannen, sollte diesem ganz unpolitischen Charakter nicht gelingen. Im eignen Hause, in dem Thronfolger vor Allem, hat er ihn unnachsichtlich bekämpft. Nicht ohne seine Schuld hatte sich in seltsamer Verstrickung der Gefühle die brüderliche Vaterliebe in Haß gegen sein eigenes Blut verwandelt. Der Vater vergaß, daß die Prüffe des Bruders und Kameraden ertragen werden, weil sie erwidert werden dürfen. Dem Könige entging, daß auch dem väterlichen Züchtigungsrecht durch die Würde des Menschen und des königlichen Geblütes natürliche Grenzen gesteckt waren. Zu der Sorge um die Zukunft seines Staates, zu der Eifersucht auf die Liebe des Muttersohnes zu seiner Mutter gesellte sich das kurzfristige Mißtrauen in die unbegriffene Genialität des Kronprinzen, die tragische Eifersucht auf „die aufgehende Sonne“. Was wohl auch sonst den Hohenzollern zuweilen den Blick getrübt hat, was Friedrich Wilhelm III. geniale Naturen wie den Freiherrn von Stein nur schwer ertragen, Wilhelm I. wenigstens in seinen Anfängen vor dem Pakte mit Bismarck zurückschrecken ließ, artete bei der schroffen Disharmonie zwischen eng begrenztem Intellect und schöpferischem Willen in Friedrich Wilhelm I. in elementare Wildheit aus. Der Charakter

Friedrich's ist in dieser Feuereffe gehärtet worden, weil er wie eine edle Damascenerklinge nach langem Schmieden sich biegen ließ. Die älteste Tochter des Königs hat sein Zorn plötzlich wie ein lähmender Blitzstrahl getroffen.

Auch ohne ihre, vorläufig geflissentlich bei Seite gelegten, Memoiren zu Rathe zu ziehen, läßt sich denken, daß Wilhelmine im August 1730 mit Schrecken der Rückkehr ihres Vaters aus dem Reiche mit „Fritz, dem Deserteur“ entgegengesehen hat. Wir kennen nicht den Inhalt jener Briefe, die man unter den Papieren Friedrich's fand. Vielleicht ist der Antheil der Prinzessin an der Intrigue doch activer gewesen, als sie es später Wort haben wollte. Nur so viel steht fest, daß sie compromittirt war. Das Verhör des Leutnants von Katte ergab, daß sie ihn kurz nach der Abreise ihres Vaters und Bruders gesprochen, daß sie von seiner Absicht, dem Kronprinzen nach England zu folgen, gewußt hatte. Ihr Porträt von Katte's Hand in seiner Wohnung, die Copie nach einem dem Kronprinzen gehörigen Bilde von Pesne, mußte in diesem Zusammenhange dem blindwüthenden Monarchen wie ein Beweis eines unerlaubten Verhältnisses seiner Tochter zu dem Genossen des „Hochverräthers“ erscheinen. Die Feder sträubt sich, die Erzählungen der englischen und französischen Residenten, Guy Dickens und Sauteterre, über die fürchterlichen Scenen im Berliner Schlosse Wort für Wort zu wiederholen. Der Deserteur war vor ein Kriegs-

gericht gestellt worden. Die Züchtigung der Tochter übernahm der König selbst. Man mag es für übertrieben halten, daß er sie am 1. September 1730 an den Haaren durch das Zimmer geschleift habe. Thatsache ist, daß sie noch am 19. September an Leib und Seele gebrochen ihr Bett nicht verlassen konnte. Die Zeit der erheuchelten Bettlägerigkeit, des öfter bewährten Hausmittels Sophie Dorothea's gegen ihren Tyrannen, war vorüber. Was auch bis dahin gegen die schwache Constitution Wilhelmine's gesündigt sein mochte, ihre eigentliche nervöse Krankheitsgeschichte nimmt hier ihren Anfang.

Es folgten Wochen, Monate der härtesten Prüfungen für ein Frauenherz. Barter und weniger elastisch als Friedrich, wird sie sich schwerlich wie dieser mit dem leichtsinnigen Jugendsprüchlein getröstet haben: „*chi ha tempo ha vita*“. Während ihr Bruder Mittel und Wege fand, sechs Tage vor Katte's Hinrichtung, am 1. November, ihr aus seinem Küstriner Gefängniß ein zuversichtliches, nur Besorgniß um die Lieblingschwester verrathendes Brieflein zukommen zu lassen, spielte sich in Berlin eine neue, von Friedrich später seinem Vorleser erzählte Scene ab. Auf Veranlassung Sophie Dorothea's werfen sich dem Könige seine Kinder zu Füßen und bitten für ihren Bruder um Gnade. Die Sprecherin, Wilhelmine, erhält eine Ohrfeige. Die Kleinen verkriechen sich unter dem Tische. Friedrich Wilhelm will mit dem Stock hinterher. Da vertritt ihm die Hofmeisterin

der Königin, Gräfin Kameke, den Weg. „Macht, daß Ihr fortkommt, Bettel“, herrscht er sie an. Mit den Worten: „Der Teufel soll Sie holen, wenn Sie meine Kinder nicht in Ruhe lassen“, schiebt sie die kleine Gesellschaft ins Nebenzimmer. So wenig sich der König in diesen Tagen zu beherrschen weiß, dankt er doch am anderen Morgen der braven Frau für ihr Einschreiten.

Denn die Kleinen sollen nicht büßen, was die Mutter mit ihren beiden Ältesten verschuldet hat. Auch über Wilhelmine wurde jetzt eine Art Kriegsgericht gehalten. Noch in der zweiten Novemberwoche legte Friedrich Wilhelm acht Predigern, je vier Lutheranern und Reformirten, die Frage vor, ob die patria potestas ihm erlaube, seine Tochter „zu zwingen, den zu heirathen, der ihm gefalle“. Nur der Prediger der Garnisonkirche sprach dem Vater die absolute Zwangsgewalt zu. Die anderen sieben erklärten sich unbedingt gegen eine derartige Auslegung der väterlichen Rechte. Wie hätte wäre Wilhelmine gerettet gewesen, wenn nicht der König von dem Spruchcollegium nur sein eigenes, längst feststehendes Urtheil zu hören verlangt hätte. Die Ueberstimmung des Garnisonpredigers war nicht im Stande, ihr Schicksal aufzuhalten. In der schleunigen Vermählung seiner Tochter erblickte der König das sicherste Mittel, „allen englischen Wind aus seinem Hause zu extrahiren“. Die früheren Heirathscandidaten, der dicke Herzog von Weissenfels und der Markgraf von Schwedt, waren ihm nur

eine Waffe im häuslichen Kriege gewesen. In seinem Eifer, „mit dem schelmischen englisch-hannöverischen Hause recht zu rompiren“, verstieg er sich bis zu der kühnen Behauptung, daß „Mariagen zum guten Vernehmen nichts helfen, wohl aber die Interessen der Häuser“. Thatsächlich hatte er sich längst mit dem Gedanken an eine deutsche Interessenheirath befreundet.

Die Bayreuther Lande hätten schon 1726, nach dem Ableben des Markgrafen Georg Wilhelm, an Preußen fallen sollen, weil der Vater des präsumtiven Nachfolgers Georg Friedrich Karl, von der jüngeren Bayreuther Linie, 1708 in seiner Bedürftigkeit gegen eine jährliche Pension und Schloß Wessertingen im Halberstädtischen seine damals noch unsicheren Erbaußsichten darangegeben und seine Ansprüche an die brandenburgische Kurlinie abgetreten hatte. Wenn Friedrich Wilhelm selbst 1723 die Hand zu einem Vergleich geboten und gegen allmähliche Rückzahlung der verbrauchten Wessertinger Einkünfte auf seine Rechte zu Gunsten Georg Friedrich Karl's verzichtet hatte, mußte es ihm doch willkommen erscheinen, durch die Vermählung des Erbprinzen Friedrich mit seiner Tochter auf die beste Manier auf seine Kosten zu kommen und die alte Erbeinung mit Bayreuth außs Neue zu bekräftigen. Die englische Mariage hätte seinem Ehrgeiz, in Europa Figur zu machen, geschmeichelt. Mit der Bayreuther Mariage lenkte er wieder in die Bahnen deutschfürstlicher Territorial-

politik ein. Durch die Vermählung seiner Tochter Friederike mit dem jungen Markgrafen von Ansbach nahegelegt, empfahl sie sich dem haushälterischsten aller Monarchen von selbst. Während der Kronprinz in der Kammer zu Küstrin „Oekonomie und gute Menage“ lernen sollte, wurde Wilhelmine's kleine Person wie eine Capitalanlage für die Zukunft behandelt. Um Mittel, sie mürbe zu machen, war der Veranstalter der Hinrichtung Katté's vor dem Fenster des kronprinzlichen Gefängnisses nicht verlegen. Den ganzen Winter dauerte der Kampf zwischen Vater und Tochter. Furcht und Mitleid brachen die letzten Widerstandsversuche Wilhelmine's. Nicht umsonst war die Potsdamer Cantorstochter Dorothea Ritter zur Auspeitschung und dreijährigem Gefängniß verurtheilt worden, weil sie mit Bruder Friß in ihrem Hause musicirt und in allen Ehren kleine Geschenke empfangen hatte. Die Drohung des Königs, Wilhelmine's Hofmeisterin, Fräulein von Sonzfeld, in das Spinnhaus zu den öffentlichen Dirnen zu stecken, wenn sie die Prinzessin nicht herum bringe, verdiente sehr ernst genommen zu werden. Das Uebrige that die Insinuation, das Schicksal ihres Bruders in ihren Händen zu haben. Die englische Mariage hatte der König selbst ihr ankündigen wollen. Die Bayreuther ließ er ihr feierlich durch vier seiner Rätthe eröffnen. Wie Schiller's Luise Millerin den selbstmörderischen Brief an Kalb, schrieb sie unter dem Dictat des Staatsministers von Grumbkow den Unter-



werfungsbrief an ihren Vater. Seit dem vergangenen August war sie im Berliner Schlosse wie eine Gefangene behandelt worden. Erst jetzt, Mitte Mai 1731, schlug die Stunde ihrer Befreiung. Sie aber blieb drei Tage nach jenem Briefe ohne Trank und Speise.

Wie schlecht kannte doch Sophie Dorothea ihren Gemahl, wenn sie auch jetzt noch nicht auf ihr englisches Heirathsproject Verzicht leisten wollte. Bis zum letzten Augenblicke hat die Königin mit dem englischen Geschäftsträger verhandelt und die Genugthuung gehabt, daß in der Nacht auf den 3. Juni 1731 Guy Dickens dem Minister von Podewils mittheilen konnte, soeben sei die Einwilligung des leitenden englischen Staatsmannes, Lord Chesterfield, zur Vermählung Wilhelmine's mit dem Prinzen von Wales, unter Preisgebung des Doppelheirathsprojectes, eingetroffen. Wie eine Verzweifelte socht sie, von Allen im Stiche gelassen, für eine verlorene Sache. Schon weilte der Erbprinz von Bahreuth seit einigen Tagen in Berlin. Schon war er am 26. Mai Wilhelminen, bevor sie noch von seiner Ankunft gehört hatte, bei einer Parade vorgestellt worden. Schon hatte ihn der König bei der Galatafel neben seine Tochter, mit Umgehung der Rangordnung, gesetzt und dem jungen Paare zugetrunken. Auch jetzt noch auf eine Schicksalswendung zu hoffen, war Wahnsinn. Am Tage nach jener Eröffnung des englischen Residenten wechselten Wilhelmine und der Erbprinz vor

versammeltem Hofe die Ringe. Todtenblaß, am ganzen Leibe zitternd, hielt sich die Braut nur mit Unterstützung der Königin und der Herzogin von Braunschweig-Bevern aufrecht. Ein melancholisches Fest hatte das Berliner Schloß noch nicht gesehen. Alles empfand Mitleid mit der Prinzessin. Vielen liefen die Thränen über die Wangen.

Die unvermuthete Einwilligung Lord Chesterfield's in die einfache Heirath wäre ganz unverständlich, wenn nicht die Regierung Georg's II. sich in Erwartung einer nicht allzufernen Thronerledigung in Preußen an das heimliche Versprechen des Kronprinzen gehalten hätte, Prinzessin Amalie, sobald es in seiner Macht stehe, zu heirathen. Nur so versteht man es, daß auch nach der Verlobung Wilhelmine's die Verhandlungen zwischen Schloß Monbijou und London weiter gehen konnten. Die englische Verschwörung war entdeckt und bestraft. Die Verschwörer aber wagten, noch immer zu hoffen. Noch schien nicht Alles verloren, wenn der Bayreuther freiwillig zurücktrat. Die Königin übernahm es, ihren englischen Bruder auf diesen Fall zu vertrösten. Der Kronprinz suchte durch scheinbare Offenheit und Unterwürfigkeit das Mißtrauen des Vaters und seines von Oesterreich bestochenen Berathers einzuschläfern. Der Prinzessin-Braut fiel die gehässige Rolle zu, dem Bräutigam durch abstoßende Kälte den Rücktritt nahe zu legen. Schwächliche, wenn man will kindische Intriquen, deren Zwecklosigkeit

Friedrich, wie es scheint, zuerst eingesehen hat, während Sophie Dorothea das mit Händen zu Greifende nie begreifen wollte. Der künftige Staatsmann kündigte sich in der entschlossenen Preisgebung eines verlorenen Postens an. Bei der ersten Begegnung mit dem Vater nach den vorjährigen Scenen, am 15. August 1731, hatte ihm der König die Folgen der gelungenen Flucht nach England geschildert. Nicht alle väterlichen Drohungen mochte er ernst genommen haben. An die Folgen für Mutter und Schwester hat er geglaubt. „Gute Schwester“ — klang es in seinem Ohre fort — „hätte ich Lebens lang an einen Ort gesetzt, wo sie weder Sonne noch Mond beschienen hätte“. Der Augenblick der bedingungslosen Capitulation war gekommen. Aus einem Briefe Friedrich's erfuhr der König jetzt erst das hinter seinem Rücken gegebene Eheversprechen. Der Kronprinz jagte der englischen Partei und einer hochverrätherischen kronprinzlichen Politik durch sein freimüthiges Geständniß Balet. Bei der Hochzeit Wilhelmine's im November 1731 durfte er endlich wieder in Berlin erscheinen, um die in Gedanken mit der glänzendsten Krone Europa's geschmückte Schwester am Arme des fränkischen Duodezfürsten zu sehen.

Dann aber kam auch an ihn die Reihe. Dem Küstriner Gefangenen hatte Grumbkow vorgespiegelt, daß der König seiner Tochter die Wahl unter drei Candidaten gelassen habe. Auch er

schmeichelte sich Anfangs mit der trügerischen Hoffnung, unter drei Prinzessinnen wählen zu dürfen, und erklärte, daß er seine Gemahlin nur aus den Händen der Markgräfin von Bayreuth empfangen wolle. Der Gedanke, wie ein unvernünftiges Thier ins Ehejoch gespannt zu werden, war ihm um so unerträglicher, als ihm die von seinem Vater ausgesuchte Braut, Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern, höchlichst mißfiel. Man hat an den unritterlichen Cynismen seiner Briefe an Grumbkow Anstoß genommen, ohne darauf zu achten, daß in den Briefen an Wilhelmine sein Urtheil über die Braunschweigerin weit feiner und gerechter lautet. Denn der Widerstand, den er seinem Vater nicht zu leisten wagte, wurde Grumbkow geleistet. Da krakt und beißt er wie ein Junge, der sich von dem ehernen Griffe eines Erwachsenen befreien will. Der indirecte Widerstand Friedrich's gegen den väterlichen Willen ist die beste Rechtfertigung der Widerstandslosigkeit Wilhelmine's. Man begreift es, daß ihr das Gleichgewicht der Seele damals verloren ging. Auch die Wunden Friedrich's haben niemals ganz aufgehört zu schmerzen, aber sie vernarbten wenigstens. In das Dasein Wilhelmine's ist durch ihre Vermählung ein Bruch gekommen.

#### IV.

### Wilhelmine und Friedrich in den Jahren der Erwartung und Erfüllung.

---

Dem oberflächlichen Betrachter könnte es scheinen, daß Wilhelmine das bessere Loos gezogen habe. Friedrich hat seiner Gemahlin vor der Welt alle schuldige Rücksicht erwiesen. Für ihn selbst war sie nicht vorhanden. Das kurze Rheinsberger Glück der Bellagenstwerthen wird am einfachsten durch das Versprechen Friedrich Wilhelm's I. erklärt, den Kronprinzen reifen zu lassen, sobald er einen Sohn habe. Weniger der Gedanke an die Dynastie, als ein verzehrender Freiheitsdurst hat Friedrich die episodische Rolle des Ehemannes spielen lassen. Die fast allgemein erwartete Ehescheidung ist nicht erfolgt, doch schritt er nach seiner Thronbesteigung wie ein Cölibatär durch das Leben. Seine Windspiele standen seinem Herzen näher als die Gattin. Nicht bei ihr, sondern bei seinen Geschwistern und Freunden, vor Allem in einem antiken Stoicismus hat der Philosoph von Sanssouci im Unglück Trost gesucht.

Wilhelmine dagegen befand sich, als sie dem

Bayreuther die Hand zum ewigen Bunde reichte, in der Lage eines Ertrinkenden, der den Strohhalm liebt, an den er sich klammert. Die Rolle der Marmorbraut war mit dem Schwinden jeder Hoffnung ausgespielt. Auch in ihr rief, je näher ihr Hochzeitstag heranrückte, eine innere Stimme: Fort, Fort! Auch sie hat im Zwange der Convenienzehe die Freiheit gesucht und war angenehm überrascht, den Erbprinzen nicht unliebenswürdig zu finden.

Nichtsdestoweniger war der Bruder besser daran. Dem Manne ist die Ehe nicht Alles. Resignirt hat Friedrich der Große in dem Buche seines Lebens das Widmungsblatt leer gelassen. Während er in seinem königlichen Amte, in dem „attachement religieux à ses devoirs“, aufging, zerfloß die Hoffnung Wilhelmine's auf einen Wirkungskreis in Nichts. Ein vortreffliches Porträt ihres Gatten aus späterer Zeit, im Besitze der Universität Erlangen, qualificirt ihn als vorzüglich geeignet, der unbedeutende Gemahl einer bedeutenden Frau zu sein. Zwei Jahre jünger als Wilhelmine (geboren 1711), hatte er sich frühzeitig nach der Decke strecken müssen. Sogar die Pension bei einem Altdorfer Professor scheint seinem Vater in den Hungerjahren der Bayreuther Anwartschaft unerschwinglich gewesen zu sein. Der Heimath des „Trichters“ weit näher als die Schülerin von La Croze, ist er am Wohnorte des Vaters in Rothenburg an der Tauber verbauert,

bis ihm 1722 die Geldunterstützung seiner Tante, der Königin von Dänemark, gestattete, mit seinem Präceptor Erkert die Universität Genf zu beziehen. Ein erhaltenes Collegienheft aus dem Jahre 1728 zeigt, daß er dort unter Anderem mit nicht allzu heißem Bemühen Geometrie studirt hat. Seit 1726 Erbprinz von Bayreuth, war er 1731 über Paris kaum in seiner zukünftigen Residenz angekommen, als ihn der Wille Friedrich Wilhelm's I. nach Berlin berief. Niemand hätte ihm abstreiten können, daß er „homme de naissance“ war. Aber er war vielleicht zu wenig „brouillon“ und „libertin“ gewesen, um als Ehemann auch auf die zweite Silbe den gehörigen Nachdruck zu legen. Bei dem „Mann von Stand“ ist es allezeit geblieben, ohne daß sich „mérite“ und „valeur“ dazu gesellt hätten. Eine fast weinerliche Willenslosigkeit spricht aus seinen schlaffen Zügen. Der Schwager lernte in ihm den seiner Schwester blindlings ergebene „guten Kerl“ schätzen, obwohl er ihm schon frühzeitig die Hinneigung zu unziemlichen „distractions“ vorgeworfen hat. Dem Schwiegervater konnte er auf die Dauer durch seine mehr negativen Tugenden nicht imponiren. Als Friedrich von Wales, als stattliche, für den Staatshaushalt unschädliche Repräsentationsfigur, wäre er vielleicht für Wilhelmine der richtige Mann gewesen. Als Friedrich von Bayreuth, als ziemlich absoluter Principe eines deutschen, stark verschuldeten Kleinstaates, hat er in einer geistig

überlegenen Frau gerade den Halt, dessen er bedurfte, nicht gefunden.

Denn nur Friedrich II. ist von seinem Vater in die Wissenschaft eingeführt worden: „wieviel Groschen zu einem Thaler gehören,“ und wie man ein guter Wirth „in eigener Menage und Haushaltung“ werde. Auch Friedrich hat nicht an eine Landesmutter im modernen Sinne gedacht, als er in einer Ode an seine Schwester 1749 den Vers niederschrieb:

*Nos états sont divers, nos devoirs sont communs.*

Nur ausnahmsweise haben sich Fürstinnen im Zeitalter des Absolutismus den Werken der christlichen charitas, der Sorge für Arme und Kranke, für Wittwen und Waisen gewidmet. In Minerva, nicht in der heiligen Elisabeth pfl egten die Begabteren unter ihnen ihr Ideal zu sehen. Ihr Wirkungskreis war die glänzende Repräsentation des Staates, gelegentlich auch die hohe Politik, vor Allem das Protectorat über Künste und Wissenschaften. Wie sollte Wilhelmine in Bayreuth heimisch werden, wenn ihre Mutter in Berlin eine Fremde blieb. Das klägliche Miau einer von ihr geschossenen Wildkatze erinnerte sie noch 1735 an ihre Bayreuther Hofcapelle. In den engen, drückenden Verhältnissen ihres fränkischen Ländchens glaubte die Königtöchter zu ersticken. Wer will es ihr verdenken, daß sie von der Erfüllung ihr selbstverständlich dünkender landesfürstlicher Pflichten nicht Abstand nehmen wollte, daß sie, des



nach der Decke Streckens in der sparsamen väterlichen Haushaltung von Herzen satt, sich nach Genüssen sehnte, die mit den markgräflichen Finanzen in fortwährenden Zwiespalt geriethen. Nicht sie, sondern die Kleinstaaterci, in die sie mit fürstlichen Ansprüchen hinein versetzt wurde, war eine Landplage. Im Mittelalter, mit seinen abgeschlosseneren Lebenskreisen, weniger empfunden, hat dieses seltsame Zwitterding von Staat im achtzehnten Jahrhundert die wirthschaftlichen Kräfte eines großen Theiles unseres Vaterlandes gebunden. Erst Napoleon Bonaparte hat uns bis auf einige fossile Reste davon befreit.

Vorerst freilich hatte es bis zur Verschwendung noch gute Wege. Wenn demüthigende Armuth vermöchte, was nur der Einsicht und freiwilligem Entschluß zu gelingen pflegt, wenn sie zur Sparsamkeit erziehen könnte, hätte die Erbprinzessin von Bayreuth die sparsamste aller Landesmütter werden müssen. Ihr Bruder hat später in Ostpreußen erfahren, daß Friedrich Wilhelm I., wo es Noth that, mit vollen Händen zu spenden pflegte; aber auch der Kronprinz hat wenige Tage vor dem Einladungspatent für die vertriebenen Salzburger Bauern vom 29. Januar 1732 an Grumbkow schreiben dürfen, daß Armuth glücklicher Weise kein Laster sei, weil Wilhelmine und er sonst die größten Spitzbuben sein müßten. Gewohnt, am eigenen Leibe zu sparen, glaubte der König für seine Töchter am besten zu sorgen, indem er dem

Ansbacher Schwiegersohn und dem Bayreuther Schwiegervater Wilhelmine's bedeutende Summen zur Abtragung der Ansbacher Schulden und zur Einlösung der verpfändeten Einkünfte aus einigen Bayreuther Aemtern vorschob. Schon in seinen jungen Jahren ein besserer Menschenkenner als sein Vater, war Friedrich gar nicht erbaut darüber, daß der König dem etwas thörichten Schwager „Vogelsteller“ in Ansbach keine bessere Bürgschaft wegen der Rückzahlung abverlangt habe. Bei aller Parteilichkeit für Wilhelmine wollte er auch in Bayreuth sichere Bürgschaften nicht missen, war aber zugleich der Ansicht, daß der König in der Sorge um den sächlichen königlichen und markgräflichen Fiskus die seinem Herzen am nächsten stehenden Personen nicht darben lassen dürfe. Von dem Markgrafen mit der leeren Tasche nach Berlin gewiesen und von dem Könige auf Wohlthaten, die nicht kommen wollten, getröstet, floh das „Unglückspar ohne Dach und Fach“ nach Friedrich's Worten, „vor den väterlichen Launen in Bayreuth, um sich an der schwiegerväterlichen Krippe in Berlin zu trösten“. Nach allen bitteren Erfahrungen der letzten Jahre harrete der Königs-kinder die grausamste aller Demüthigungen. Die „Interessenallianz“ mit ihren bisherigen Todfeinden, Grumbkow und Seckendorf, verwandelte sich in pecuniäre Abhängigkeit. Bereit, sein Hemd mit ihr zu theilen, hat Friedrich von seinem durch Seckendorf vermittelten kaiserlichen Gnadengehalt

seiner Schwester so lange ausgeholfen, bis auch ihr 1733 die Summe von 1000 Speciesducaten ausgehändigt wurde. Friedrich Wilhelm I. war gewiß kein kleinlicher Anaufer, aber der Oberst in Ruppin und die Erbprinzessin von Bayreuth, Friedrich und Wilhelmine, als kaiserliche Pensionäre sind doch auch für ihn belastend genug.

Kante hat aus unveröffentlichten Briefen Wilhelmine's nachzuweisen gesucht, daß auch sie wie ihr Bruder hie und da vergnügt wie ein Buchfink gewesen sei. Zu schwarzer Melancholie war sie ja auch wohl noch zu jung. Aber die vorwaltende Stimmung dürfte doch eine recht trübselige gewesen sein. Vom Vater aufgefordert, ihr erstes und einziges Wochenbett (1732) in Berlin abzuhalten, blieb sie nur auf die Bitten ihres Schwiegervaters und aus Rücksicht auf den ausgesprochenen Wunsch ihrer Bayreuther Unterthanen in Schloß Himmelskron, um erst mehrere Monate nach ihrer Entbindung von einer Tochter, von allen Mitteln entblößt, der väterlichen Einladung zu folgen. Aber auch in Berlin sollte sie ihres Lebens nicht froh werden. Die einzige Unterstützung bestand vorläufig darin, daß Friedrich Wilhelm seinen Schwiegersohn zum Oberst des Regiments Dragoner in Pasewalk ernannte. Nur verstand es sich bei dem Könige von selbst, daß der Erbprinz seinen Gehalt nicht in die Tasche stecken durfte, sondern in dem öden Städtchen an der Ufer, fern von seiner Gemahlin, nach dem

Beispiel des Ruppiner Oberst sein Regiment Tag aus Tag ein wie ein Teufel exerciren mußte. Statt selbst zu spenden, war die stolzeste aller Prinzessinnen zu einer Almosenempfängerin geworden und dankte einem Grumbkow für den stärkenden Ungarwein, den sie sich selbst nicht anschaffen konnte. Dieselben Höflinge, die bei ihrer Verlobung geweint hatten, lächelten jetzt spöttisch über die Provinzlerin, die nach Berlin komme, um sich satt zu essen. Vor den Sticheleien an der Berliner Krippe zu dem launenhaften Schwiegervater und ihrem Kinde zurück geflüchtet, machte sie die seltzame Entdeckung, daß der von seiner Gemahlin seit 1716 geschiedene Markgraf die Schwester ihrer Oberhofmeisterin, Flora von Sonsfeld, mit Heirathsanträgen verfolge. In ihren Memoiren hat Wilhelmine von dem Vater ihres Gemahls kein sehr schmeichelhaftes Bild entworfen. Mit welchen Augen ihn die Erbprinzessin ansah, verräth uns ein Brief ihres Bruders an Grumbkow, worin er ihr „von Herzen wünscht, daß der beau-père bald heimzugehen geruhe“. An der gefälligen Bereitwilligkeit des Markgrafen zweifelt der Kronprinz keinen Augenblick, „wenn der Herr Schwiegervater nur die Gewißheit habe, daß man im Himmel schnäpfe“.

Als Grumbkow mit der wieder aufgehenden Sonne einen Rückversicherungsvertrag schloß, hatte ihm Friedrich verrathen, daß er an der Natürlichkeit oder Geschraubtheit seiner Briefe stets erkennen

könne, ob sie aufrichtig oder unaufrichtig seien. Der erste selbständige diplomatische Feldzug des Kronprinzen begann damit, daß er mit der treuherzigsten Miene dem zweifelhaften neuen Freunde einen falschen Chifferschlüssel einhändigte. Ohne dem ehrlichen Idealismus der Kronprinzlichen Jugendchrift zu nahe zu treten, wird man doch sagen dürfen, daß in dieser hohen Schule der Verstellung kein Antimachiavell heranwachsen konnte. Auch in der Verstellung hat Friedrich gelernt, natürlich zu bleiben. Um so merkwürdiger, wie dann seine Wahrheitsliebe immer wieder, selbst in kritischen Momenten, höchst undiplomatisch mit impulsiver Gewalt von dem Grunde seiner Seele an die Oberfläche hervordrängt. Aus seinen Briefen an den Küstriner Kammerdirector Hille und Grumbkow, aus seinen Unterredungen mit Seckendorf und Schulenburg seine innerste Meinung heraus zu buchstabiren, ist ebenso reizvoll wie schwierig. Die Schwester gibt sich auch jetzt, wie schon früher, weit consequenter. Die Verstellung mag wohl dem Genius der Frau noch natürlicher lassen. Den Kronprinz glauben Grumbkow und Seckendorf zu durchschauen. Die Erbprinzessin versteht sich besser auf die Zahlung mit gleicher Münze. Ihre Versicherung, daß sie ihren ganzen Einfluß bei Friedrich zu Gunsten der Braunschweigischen Heirath geltend machen wolle, wird auf Treu und Glauben dahingenommen. Mit aufrichtiger Genugthuung meldet Seckendorf nach Wien, Wilhelmine sei der festen

Ueberzeugung, ihr Bruder werde seine Braut bald ebenso lieben, wie er sie jetzt verabscheue. Der Kronprinz wird vom Kaiser unterstützt, um ihn bei guter Laune zu halten, die Erbprinzessin zur Belohnung für vermeinte gute Dienste.

Da wird sich denn schon hier die Frage nicht ganz abweisen lassen, ob so viel Selbstbeherrschung nicht zu theuer erkauft worden sei. So viel ist wohl gewiß, daß sie nur gefahrlos ist, so lange ausreichend für Ventile gesorgt ist. Vereinsamung oder auch nur der Wahn, keinen wahren Freund zu besitzen, kann zur Verzweiflung führen. Das Fundament der Freundschaft der Königskinder ist eine grenzenlose, mitunter cynische Aufrichtigkeit, die Grundtonart ihres Verkehrs, in der sie sich immer wieder harmonisch finden, wie ihre musikalischen Tröster Flöte und Laute. Der Bruder verdankt ihr sein bestes Lebensgefühl; der Schwester ist sie zum Leben schlechterdings unentbehrlich. Die Flöte kann noch gerade zur Noth ohne die Laute, die Laute auf die Dauer nicht ohne die Flöte sein, wenn die Saiten nicht springen sollen. Als Kinder haben sie in sicherem Versteck dem süßen Regenlied gelauscht, in ihren späteren Jahren sich vor dem daher brausenden Sturme eng an einander geschmiegt zu schützen gesucht, wohl auch manch schreckliches Lied in die schwarze Nacht hinaus gesungen, nicht allen Trostes beraubt, so lange sie sich an den Händen halten. An der Unveränderlichkeit und Dauer dieses Bundes hängt

Wilhelmine's Geschick. So lange sie gegen Friedrich offen sein darf, kann sie nicht ganz unglücklich sein.

Wir beklagen den Verlust der Briefe der Frau von Stein, insofern wir in Goethe's Briefen „aus der Hand der Wahrheit“ nur den „Schleier der Dichtung“ besitzen, wenn wir auch sicher sind, daß wir in den Briefen der Geliebten nur das Spiegelbild des Dichters finden würden. Hier aber handelt es sich um „solch ebenbürtig Paar, wie noch die Welt kein zweites sah“. Weder der Denker noch der König kommt in dem Briefwechsel Friedrich's mit Wilhelmine ganz zu seinem Rechte. Den Briefkünstler mag man in anderen Correspondenzen, mit Voltaire, d'Alembert, Maupertuis, suchen. Der Mensch aber — „himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt“ — steht nirgendwo so greifbar vor uns, wie hier. Der Wortschwall einer wortreicheren Zeit hat hier nichts Ermüdendes. Fast immer gibt es doch einen vollen Klang. Auch die leise mitklingenden Nebentöne fehlen nicht. Die Antwort aber ist kein bloßes Echo, kein weiblicher Nachhall männlicher Empfindungen. Die Freude, sich im Andern wieder zu erkennen, ist auf beiden Seiten die gleiche. Nur wir können sie nicht, so wie wir wohl möchten, theilen. Denn auch in diesem Briefwechsel hat das kleinste Billet seinen Werth. Kein Biograph wird sich vermaßen, je das Labyrinth der Brust seines Helden ganz zu erhellen. Wir aber dürfen mit dem zugänglichen Materiale schon froh sein, vor-

sichtig weiter tastend der Tageshelle am Ausgange allmählich näher zu kommen.

Wer von der denkwürdigsten Geschwisterfreundschaft, der „amitié de vieille roche“, einen Begriff bekommen will, lese die drei Briefe Friedrich's vom 2. und 3. Juli 1734. Auf der Reise zur kaiserlichen Rheinarmee als „Volontär“ in Hof angelangt, schreibt er seiner Schwester von dort und von Münchberg unmittelbar vor ihrer Zusammenkunft in dem Weiherhause bei Bayreuth zwei lange stürmische Briefe, um schon am Abend danach in Nürnberg von Neuem zur Feder zu greifen. In dem ersten, noch ungewiß, ob die knapp bemessene Reisezeit ihm erlaubt, sie zu sehen, kramt er in der Eile Alles aus, was er auf dem Herzen hat: veränderte Haltung der Königin, die ihm ebenso wie der Schwester wegen seines Gehorsames in der Heirathssache grollt, Unzufriedenheit mit einer jüngeren Schwester, Sophie, die jetzt gegen ihn zur Mutter hält, und das unerlöschliche Thema seines unerfreulichen Verhältnisses zu dem kranken Vater; im zweiten folgt ein Hin und Her von Vorschlägen, das Unmögliche, den vom Vater untersagten Besuch Bayreuths dennoch möglich zu machen, und endlich, mit dem dritten ein Brief für Wilhelmine, den er ihr in der Freude des Wiedersehens und der Aussprache zu geben vergessen hatte.

So unzertrennlich wie in ihren Kinderjahren theilen sie Alles: großen Kummer und kleine



Freuden, ihr Taschengeld, ihre keimende Philosophie, die Gesellschaft des Flötenvirtuosen Quanz, nicht zuletzt die Erwartung. Die verschwiegensten Gedanken werden laut. Was sich sonst nur dem Dichter zu enthüllen pflegt, die Nachtseite der Menschenbrust, tritt schreckensvoll zu Tage. Die erste Ode Friedrich's an seine Schwester gilt der Beförderung zur Markgräfin von Bayreuth. Die Freude, daß der beau-père (1735) eher, als nach seinem Alter anzunehmen war, das Feld geräumt hat, macht ihn zum Dichter. Für Wilhelmine beginnt es, seitdem Markgraf Georg Friedrich Karl die Augen geschlossen hat, zu tagen. Für Friedrich will die ersehnte Stunde nicht kommen. Wie Prinz Heinz muß er noch einmal die aufs Haupt gedrückte Krone auf das Kissen am Krankenbette des Vaters zurücklegen. „Will er denn ewig leben“, tönt es von den Lippen der Kinder, und zum ersten Mal findet Friedrich, daß ihr Geschick nicht das gleiche sei.

Die älteren Darstellungen vor Koser und Lavisse haben den Eindruck so außerordentlicher Menschenschicksale durch Abschwächung gefälscht. Als König und Geschichtschreiber hat Friedrich mit dem Andenken seines Vaters verdienstermaßen Frieden geschlossen. Zwischen dem Kronprinzen und dem Könige ist seit den Küstriner Tagen eine dauerhafte Veröhnung nicht mehr möglich gewesen. An der Echtheit der sporadischen kindlichen Anwandlungen der Geschwister darf nicht gezweifelt werden. Die Natur hat in beiden

vernehmlich genug gesprochen. Das Armenjünderglöcklein wollte trotz alledem nicht verstummen. Die mißhandelte Natur empört sich gegen das heiligste der Gefühle. Kein Zweifel, der erlaubte Ehrgeiz des Thronfolgers nimmt hier die gehässigste Wendung. Auch bei der Schwester gesellt sich zu dem Mitleid mit dem wahrlich nicht auf Rosen gebetteten Bruder, zu der Erinnerung an den Blitzstrahl von 1730 und die Schmach ihrer erzwungenen Ehe der mit Zukunftsneugier untermischte Eigennutz. „Le cas de changement“ kann nicht schrecklicher und kälter erörtert werden, als es 1734 und 1739 während der schweren Wasseruchtsanfälle des Vaters durch diese jungen, heißblütigen Wesen geschehen ist.

Im Uebrigen ist Wilhelmine weit entfernt, die Zuversicht ihres thatenlustigen, ruhmbegierigen Bruders zu theilen. „Die Königin“ — schreibt sie schon im September 1734 — „muß in Verzweiflung sein; es wird ein fürchterlicher Schlag für sie sein, obgleich sie, um die Wahrheit zu sagen, glücklicher sein würde“. Königin-Mutter ist eben doch nicht dasselbe wie Königin. Man glaubt die bange Frage mit heraus zu hören: wird auch die Schwester dem Könige sein, was sie dem Kronprinzen gewesen ist. Während Jung-Friedrich's Gedanken und Erwägungen Europa umspannen, grübelt Wilhelmine über das beängstigende Problem, ob die bevorstehende große Veränderung den Charakter des Bruders unver-

ändert lassen werde. Wer erst einmal zu zweifeln angefangen hat, wird für seinen Zweifel überall Nahrung finden. Die Vertheidigung der Mutter, die Betonung ihrer Gutherzigkeit klingt dann in Friedrich's Munde weniger aufrichtig. Der brüderliche Freimuth scheint der officiellen Redeweise der gekrönten Häupter Platz zu machen. Die schroffe Zurückweisung der markgräflichen Ansprüche auf Jülich und Berg, die kurz angebundene Erklärung des Kronprinzen, daß ein Antwärtiger Geld und Truppen wie sein Vater haben müsse, mag wohl daran erinnern, daß auf Salomo ein Rehabeam, auf die Peitsche der Scorpion gefolgt ist. Wenn je ein Brief mit Herzklopfen geschrieben worden ist, so ist es Wilhelmine's erster Brief an König Friedrich II. mit der ungewohnten Ueberschrift: „Sire“. Die innige Bitte um die Fortdauer seiner Freundschaft ist nichts weniger, als eine bloße Floskel. Die Freundschaft des Bruders war in der That, wie sie versichert, ihr ganzes Lebensglück.

Der Leser des Briefwechsels muß Friedrich das Zeugniß ausstellen, daß er an seinem Theile Alles gethan hat, derartige Besorgnisse, so weit er sie überhaupt bemerkte, zu zerstreuen. Noch in den Agonien Friedrich Wilhelm's I. tröstet er Wilhelmine, daß sie für die Liebe eines Vaters in der Anbetung eines Bruders Ersatz finden werde. Einer der ersten Briefe des jungen Königs verbittet sich von ihr alle Unterthänigkeiten. Für sie ist und bleibt er auch als König nur der Bruder.

Um Alles in der Welt möchte er die Anrede: „cher frère“ nicht mit dem Titel eines allerchristlichsten oder katholischen Königs oder eines defensor fidei vertauschen. Schon im August 1740 sucht er Wilhelmine in der Eremitage auf. Wie in all' diesen ersten Wochen seiner Regierung ist auch dort sein Auftreten lichtfreudig, königlich und frisch. Den ewigen Händeleien zwischen seiner Ansbacher Schwester und ihrem Gemahl wird ein Ende gemacht durch eine donnernde Ansprache an die Ansbacher an dem Feuer des Ehezwistes sich wärmenden Höslinge. Den Bayreuthern macht er in echter Hülsbereitschaft freundlich ernste Vorschläge zur Ordnung ihrer Finanzen. Selbst im ersten schlesischen Kriege hat er diese Angelegenheit nicht aus dem Auge verloren. Ein Brief aus Brieg vom 3. März 1741 theilt der Schwester mit, daß er seinen Staatsminister von Boden beauftragt habe, sich vom Marktgrafen instruiren zu lassen.

Noch im Juni 1739 hatie der Kronprinz seiner Schwester nachgerühmt:

Plus que par Apollon, Minerve et Uranie

Dans le sentier du vrai par vous je suis conduit.

Zur Victoria, der Führerin seiner ersten Königsjahre, mochte sie sich wohl weniger eignen. Das „Brandenburger Herz“ und die Soldatenfreude ihrer jüngeren Schwester Ulrike hat Wilhelmine nicht besessen. Trommeln und Querpfeifen lassen ihr für italienischen bel canto so empfängliches Herz nicht höher schlagen. Dem Eroberer Schlesiens

macht sie das artige Compliment, daß er bei Maupertuis außerordentlich viel gelernt habe. „Celui-ci“ — schreibt sie (1741) mit unübersetzbarem Doppelsinn — *a arrondi la terre, et vous avez arrondi votre pays*“. In die kriegerische Rolle Friedrich's kann sie sich nicht sogleich finden. An die Stelle des naiven unmittelbaren Mitgefühles einer Mrike treten bei ihr vermittelnde, nur auf die Person des Königs sich beziehende Empfindungen: Stolz auf diesen Bruder, Sorge um seine Gesundheit und sein Leben, Trauer und Trost, die harmonische Begleitung zu allen Schwingungen seiner Heldenseele.

Die ersten Jahre des siebenjährigen Krieges, die letzten Wilhelmine's, haben bewiesen, welcher Steigerung ihre schweesterliche Hingebung fähig war. Das Heroische lag außerhalb ihrer Sphäre. Auch in ihren Leidenschaften bleibt sie ein schwaches, seiner Gebrechlichkeit nur allzu bewußtes Weib. In den lyrischen Anwandlungen Friedrich's, in seiner Sehnsucht nach dem Leben eines Weisen erkennt sie den Gefährten ihrer Kinderjahre wieder. Ihm nach Walhalla zu folgen, ist ihr verwehrt. In Noth und Bekümmerniß sucht sie mit ihm den längst verlorenen Weg nach Sansjoui. An den Heldenanfängen des jungen Eroberers in derselben Weise theilzunehmen, würde sie ihr Naturell wohl auch dann verhindert haben, wenn nicht ein Mißgeschick besonderer Art gerade damals ihr das Herz zugeschnürt hätte.

## V.

### Wilhelmine's siebenjähriger Krieg.

Mit dem Stück Heimath, das ihr aus Berlin nach Bayreuth gefolgt war, hatte Wilhelmine auch den Samen neuer Leiden mit herübergenommen. Die Richte Grumbkow's als spionirende Hofdame in ihrer Nähe zu haben, war noch das geringste Uebel gewesen. Die Verehrung ihres marktgräflichen Schwiegervaters für die Schwester ihrer Oberhofmeisterin, Flora von Sonßfeld, hatte zum Glück nicht die lange befürchteten Folgen gehabt. Dem Geschwäg eines nach Berlin geschickten Kammerdieners sollte es Wilhelmine verdanken, daß eine zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit geplante Reise nach Montpellier und Italien unterblieb, um erst nach Verlauf von fünfzehn Jahren, als es bereits zu spät war, unternommen zu werden. In der Correspondenz der Geschwister aus dem Jahre 1739 begegnet der Name dieses Menschen, Meeremann, so häufig wie in den Memoiren der einer intriguanten Kammerfrau der Königin. Die schlimmste Feindin aber ist der Marktgräfin in einer Richte ihrer Oberhofmeisterin erwachsen.

An einem Pfeiler des Naturtheaters der Bayreuther Eremitage lieft man noch heute die eingehauene Inſchrift: „Albertine de Marwitz mieux gravée dans mon cœur que sur la pierre W.“. In der zweiten der drei Töchter des Generals von Marwitz glaubte Wilhelmine eine Freundin gefunden zu haben. Die älteste, Wilhelmine Dorothea, that ihr den Schmerz an, Markgraf Friedrich aufs Neue auf die Bahn der schon früher von dem Schwager getadelten „distractions“ zu locken.

Das Familienleben der höheren Stände jenes Zeitalters ist fattsam bekannt. Den Franzosen bleibt nur das zweifelhafte Verdienst, dem Laster durch Formengebung seine Schwerfälligkeit und Plumpheit genommen zu haben. Fast an allen europäischen Höfen stand der Minnedienst in seiner Sünden Blüthe. „Das galante Sachsen“ des Baron von Pöllnitz griff für die Liebhaber von dergleichen ein berühmtes Musterbeispiel heraus. Auch zu einem galanten Baden, Württemberg, Bayern und Hannover hätte es nicht an Stoff gefehlt. Die Markgräfin war weltläufig genug, sich über die triviale Komödie des Lebens ihrer Standesgenossen nicht zu wundern. In ihrer Loge, vor geöffneter Weltbühne zu lachen, hätte sie sich nicht übel genommen. Nur in der Wirklichkeit verstand die an Ehrbarkeit gewöhnte Tochter Friedrich Wilhelm's I. und Sophie Dorothea's keinen Spaß. Die Gewißheit der Untreue ihres Gatten wurde ihr zur entsetzlichen Folter. Alle

dunklen Gedanken aus den Tagen ihrer Verheirathung erwachten aufs Neue. Wenn die Auffassung ihres Opfers 1731 nicht von verletzendem Hochmuth frei gewesen war, durfte sie sich jetzt gestehen, daß Markgraf Friedrich ihr für das, was er an ihr hatte, einigen Dank schuldete. Das Gefühl beleidigten Stolzes, die Empörung über die unverdiente Kränkung aber wurde, wenn möglich, übertroffen durch die Scham, sich an einem kleinen Hofe an der Seite eines ihr geistig nicht ebenbürtigen Gemahls mehr oder weniger dem heimlichen Gespötte ihrer Umgebung ausgesetzt zu sehen. Der Ausweg, die Vermittelung ihrer Familie anzurufen, schien ihr verschlossen, weil alsdann offen ausgesprochen worden wäre, was man bis dahin nur hinter ihrem Rücken, wenn auch vernehmlich genug, geflüstert hatte. Die Hüfllosigkeit ihres Seelenzustandes wurde durch die geflissentliche Verschmähung jeder Hülfe immer qualvoller. Die krankhafte Furcht vor einem „éclat“ ließ sie die einzige Ausflucht in der früh geübten Verstellung sehen, Verstellung vor dem Gatten und seiner Maitresse, vor der Welt, vor ihrem Bruder, vor sich selbst.

Das offene Geständniß, wann sie eigentlich helllichtig geworden ist, wird ein Kenner des weiblichen Herzens weder in den Briefen noch in den Memoiren der Markgräfin erwarten. Die bei Männern so häufige Blindheit gehört bei Frauen zu den größten Seltenheiten. Sie wäre



im vorliegenden Falle, wenn man die engen Verhältnisse des Bayreuther Hofes in Erwägung zieht, ein wahres Wunder zu nennen. Sobald der Markgraf zu Fräulein von Marwitz in nähere Beziehungen trat, wird seine Gemahlin auch darum gewußt haben. Ihre Scheu, nach dem Rathe des Bruders Meermann zu entlassen, spricht dafür, daß sie schon 1739 gefürchtet hat, der entlassene Diener werde ihre Schmach an die große Glocke hängen. Soviel ist wohl sicher, daß ihr bereits die Freude über die Thronbesteigung Friedrich's vergällt war, daß ihre grundlosen Besorgnisse aus der Tiefe ihres häuslichen Kummers emporgestiegen sind, daß ihr Argwohn wie ein ins Wasser geworfener Stein immer weitere bewegte Kreise zog bis zur Ueberfluthung ihrer „amitié de vieille roche“.

Anstatt ihrem Bruder ihr Herz zu öffnen, hielt sie es schließlich für den geringsten „éclat“, daß sie im April 1744 die Vermählung ihrer Hofdame mit einem Better derselben, Graf Burghaus, einem alten Verehrer Dorothea's, durchsetzte. Das dem Vater gegebene Versprechen, keine ihrer zum preußischen Lehnsadel gehörigen Hofdamen außerhalb Preußens zu verheirathen, wurde gebrochen, ihr Bruder überlistet und mit der vollendeten Thatsache des Ehebundes einer preußischen Generalstochter mit einem österreichischen Officier überrascht.

So war denn endlich dem latenten Kriegs-

zustande nach der Auffassung des Königs die offene Kriegserklärung gefolgt. Es hat nahezu sieben Jahre gedauert, bis Friedrich sich überzeugte, daß sein weibliches alter ego keinen politischen Ehrgeiz besaß, daß diese franke, betrogene Frau mit all' ihrer Klugheit sich nicht einmal auf die landläufigste Hauspolitik verstand. Auch sein Mißtrauen war erwacht, als er zum ersten Male wahrnahm, daß der Bayreuther Schwager, ohne ihn zu befragen, seine eigenen Wege ging. Wie alle seine Vorfahren an der Kur sollte auch er die Erfahrung machen, daß die Bettern im Reiche, ganz abgesehen von ihren persönlichen Wünschen, durch gewisse Imponderabilien: die Interessen ihrer Territorien und des fränkischen Kreises, verhindert wurden, sich der kurbrandenburgischen Politik allezeit bedingungslos anzuschließen. Mehr als einmal sind freundliche Winke nicht verstanden, kritisirende Bemerkungen überhört worden. Bei alledem wäre es ihm nicht eingefallen, seine Ansbacher Schwester, die thörichte Gattin des Thoren, verantwortlich zu machen. In Ansbach wußte er ganz genau, an wen er sich jeweils zu halten hatte. In Bayreuth verschwanden ihm der Markgraf und seine politischen Berather hinter einer Schwester, deren politische Talente er entschieden überschätzt hat, so sehr sie auch ihre Umgebung überragen mochte. Das Hausleid Wilhelmine's war ihm längst kein Geheimniß mehr, als er sich ihre unbegreifliche

Nachricht gegen die marktgräfliche Maitresse so zu erklären anfang, daß sie, mit Blindheit geschlagen, den Einflüsterungen einer durch die Martwitz geführten österreichischen Hofpartei Gehör schenke.

Da ist es nun für das traurigste aller Mißverständnisse charakteristisch, wie der Bruder in dem Bestreben, sich seiner Schwester als Politiker wieder zu nähern, sich in Wahrheit immer weiter von ihr entfernt. Ein Bündniß des Markgrafen mit Kaiser Karl VII. hält er für voreilig, weil er die Kriegslast allein nicht länger tragen will und seinen Schwager nicht gern in das Schicksal seines bisherigen Verbündeten verflochten sähe. Er kann das in den drangvollen Wochen vor der Schlacht bei Chotusitz und dem Breslauer Separatfrieden auch seiner Schwester natürlich nicht mit dürren Worten sagen. Er begnügt sich daher, am 29. April 1742 seine Bedenken gegen jenes Bündniß in die liebenswürdige Bitte einzukleiden, daß sie ihn als den Onkel in der ostindischen Compagnie ansehen und nur nach seinen sachkundigen Rathschlägen speculiren möge. Indem er aber mit der einen Hand streichelt, kann er es doch nicht lassen, mit der anderen ein wenig zu kraken. Weniger mit ausdrücklichen Worten, als durch die Art, wie er die Sätze aneinander reiht, gibt er Wilhelmine zu verstehen, daß man sich in Bayreuth um ihn nicht kümmern, während er nur an ihr Bestes denke.

Noch feiert Wilhelmine 1742 den Geburtstag

des Bruders durch Salutschüsse ihrer kleinen Flotille auf dem künstlichen See des Lustschlosses Brandenburger, noch schickt sie ihm Rekruten für die Bayreuth- Dragoner, noch empfängt sie von ihm eine Sendung Ungartwein; aber es klingt wie Ironie, wenn er sich „par la grâce de Dieu commissionnaire de la margrave de Baireuth“ nennt, es klingt wie eine Mahnung, wenn er einmal mit einer kleinen Variation der gewöhnlichen Schlußphrase seiner Briefe sie bittet, daß sie ihm die Gerechtigkeit erweise, an seine Liebe zu glauben. Möglich, daß der Wunsch Friedrich's, die Schwester bald von ihrer doppelten Nachbarchaft befreit zu sehen, sich nicht nur auf die beiden kriegführenden Parteien bezieht, daß der „commissionnaire“ der Markgräfin nicht nur ihr Weinlieferant, sondern der jeder Zeit zur Verfügung stehende Herauswerfer einer gewissen Creatur sein möchte. Gewiß ist, daß die Winke nicht verstanden werden, während die Nadelstiche schmerzen, daß den Geschwistern die frühere Harmlosigkeit bereits zu Beginn des Jahres 1743 völlig verloren gegangen ist.

Auch die von Friedrich seit 1742 eingefädelte Verlobung seines Mündels Karl Eugen von Württemberg mit Wilhelmine's kleiner Tochter Friederike Elisabeth sollte unter diesen Umständen nicht zur Wiederannäherung dienen. Das Erbieten, für Mitgift und Hochzeitskosten seines Pathekindes aufzukommen, lautete brüderlich genug. In Wahrheit

Fester, Bayreuther Schwester.

6

hat der König dem Bruder im Wege gestanden, ist Friedrich II. in der despotischen Verfügung über die Hand seiner Nichte nur zu sehr dem heirathspolitischen Vorbilde seines Vaters gefolgt. Bei aller Offenheit hat er seiner Schwester doch nie die volle Wahrheit sagen dürfen. Wie sehr ihm aus politischen Gründen an der Vermählung einer Verwandten mit einem süddeutschen Fürsten gelegen war, blieb sein Geheimniß. Wie hätte er sonst im Juli 1743 in einem Briefe an seine Schwester gegen den absurden Hofklatz Front machen können, daß er selbst damit umgehe, die Verlobung ihrer Tochter wieder aufzulösen.

Unter so wenig freundlichen Auspicien waren sich die Geschwister noch einmal vor dem Bruche gegenüber getreten. Im September 1743 erschien Friedrich in Bayreuth so liebenswürdig, wie nur immer, wenn er etwas erreichen wollte. Alles schien darauf angelegt, der Schwester Freude zu machen. Ein Dichter und ein Sänger, Voltaire und der Castrat Porporino, befanden sich in seinem Gefolge. Auch während eines Abstechers Friedrich's nach Ansbach durfte sich Wilhelmine der Causerien des Einen und der Arien des Anderen erfreuen. In einer Aufführung des Racine'schen „Bajazet“ auf dem Schloßtheater hatte sie in der Rolle der Roxane Voltaire-Acomat zum Partner. Festliche Tage, und dennoch unerfreulich durch die geräuschvolle Anwesenheit der württembergischen „Medea“, der Gegenschwiegermutter Wilhelmine's,

durch altes Leid und neue Sorgen, durch einen Bruder und einen Dichter, die nur die Politik nach der Eremitage geführt hatte. Wie ein Alarm- schuß war die Nachricht von Friedrich's Reise in das Reich den mitteldeutschen Zaunkönigen in die Glieder gefahren. Für einen Fürstenbund unter Preußens Führung waren die Zeiten noch nicht reif genug. Selbst eine als Rückhalt für den mittelsächsischen Kaiser gedachte neutrale Association schien verdächtig, da Preußen den Anstoß dazu gab. Der jugendliche Eroberer Schlesiens besaß noch nicht das Vertrauen der Reichsstände, das doch auch dem alten Fritz nicht ganz unbedingt geschenkt worden ist. Ein Gesandter an seiner Stelle hätte vielleicht mehr ausgerichtet. Ihm selbst fehlte die Geduld für das künstliche Maschewerk sogenannter Reichspolitik. Mit der Mediatifung und Annexion ist es später rascher gegangen. So lange die zweite deutsche Großmacht auf Verhandlungen angewiesen war, führte die Geltendmachung der eignen Stärke gegenüber der Schwäche am wenigsten zum Ziele. Der Herzog von Sachsen-Gotha und seine geistvolle Gemahlin haben im Herbst 1743 ernstlich erwogen, ob sie vor dem königlichen Bündnißwerber nicht Reißaus nehmen sollten. Der alte Fürstbischof von Würzburg-Bamberg wich einer Begegnung vorsichtig aus. Die Bayreuther hielten nur Stand, um aus Friedrich's Reden während seines ersten Aufenthaltes und seinem Schweigen nach der Rückkehr aus

Ansbach neuen Argwohn zu schöpfen. Daß Markgraf Friedrich an sich nicht ganz abgeneigt war, auf die Vorschläge seines Schwagers einzugehen, scheint aus einer Unterredung mit Voltaire hervorzugehen, über die wir einen Bericht des improvisirten Diplomaten an den französischen Minister Amelot haben. Wie alle seine Vorgänger, hätte der Markgraf gern in dem fränkischen Kreis und durch den Kreis im Reiche eine über seine eignen Machtmittel hinausgehende Rolle gespielt. Die unvorsichtigen Vergleiche des Schwagers zwischen Groß und Klein aber verdarben Alles. In dem Aerger über den Bruder hat Wilhelmine sich wohl zum ersten Male als Bayreutherin gefühlt.

Mit lauten Freundschaftsbetheuerungen und stillen Gedanken hatte man sich schließlich getrennt. „Ein Jahrhundert zu früh“, meinte Friedrich, „wenn es nach seinen Wünschen ginge, ein Jahrhundert zu spät in Anbetracht seiner Geschäfte“. Auch aus den veröffentlichten Fragmenten ihrer Correspondenz erkennt man die Art der Geschwister. So sehr sich die Markgräfin durch die Besonderheit ihrer Lage im Nachtheil befindet, führt doch Jedes neben der eignen Sache bis zu einem gewissen Grade die Sache seines Geschlechtes. Der König hat das Bewußtsein seiner diplomatischen Niederlage. Als Mann findet er sich mit der Thatsache ab, daß er die Bayreuther „nicht nach Berlin kriegt, so lange sie noch Geld haben“. Der Bruder kann seit den Bayreuther Tagen noch weniger als früher von

einer Schwester lassen, die er doch zu durchschauen glaubt. In seinen Ueberschwänglichkeiten steckt ein wahrer Kern. Dem Jahrhundert zu früh des Abschiedes setzt das Jahrhundert zu spät einen Dämpfer auf, der für die Echtheit seiner Gefühle spricht.

Neben diesem Bruder scheint, wenn wir von den Memoiren wie bisher absehen, auch die Briefschreiberin Wilhelmine zu verlieren. Man glaubt es ihr nicht, daß sie die Rückkehr Friedrich's aus Ansbach nach Bayreuth kaum erwarten könne. Eine etwas kühlere Haltung würde überzeugender wirken. Es fehlte nicht viel, daß uns die innerliche Entfremdung, hinter einem Wortschwall verborgen, die Freude an ihrem Bilde verdürbe. Sogar Maria Theresia weiß seit geraumer Zeit von dem „bösen Einverständnis zwischen dem König und seiner Frauen Schwester“. Schon 1742, ein Jahr vor Friedrich's Besuch, läßt die Markgräfin in der unverantwortlichsten Weise im Gespräche mit dem Gesandten der Königin von Ungarn, Grafen Cobenzl, ihr Zünglein spazieren. Aus der in der Luft liegenden Annexionsfurcht der Kleinstaaten werden in ihrem Munde ernste Absichten des Bruders auf Nürnberg und Hamburg. Die Lieblingschwester Friedrich's traut es ihm zu, daß er die Kaiserkrone nach dem Tode Karl's VII. einer Messe werth halte. Die Pflichten der geborenen preußischen Prinzessin und der Schwester werden in den Wind geschlagen. Nur das weibliche Blut scheint sich in



dieser Verirrung des Herzens nicht ganz zu verleugnen.

Aber eben darum sollten die Geschwister nach dem Bruche ihre Rollen vertauschen. Die Vermählung der Martwik war in Friedrich's Augen ein Verrath, nachdem er seiner Schwester wiederholt direct und indirect durch den Vater ihrer Hofdame, General von Martwik, einen Ausweg aus ihren Nöthen angedeutet hatte. Gewohnt, sich mit Handlungen, nicht mit Worten bezahlen zu lassen, macht er mit männlicher Entschlossenheit durch ihren Freundschaftsbund einen Strich. Dem weiblichen Schmollen Wilhelmine's setzt er den bittertöfsesten, männlich-hartnäckigen Groll entgegen. Die Reihe, zu werben und zu streicheln, kommt jetzt an Wilhelmine. Schüchterne Entschuldigungen laufen den bisherigen Vorwürfen der Schwester allmählich den Rang ab. Die weibliche Taktik, den Angriff eines Mannes niemals abzuwarten, wird einem Angreifer wie Friedrich gegenüber zu Schanden.

In Berlin war man nach dem Vorausgegangenen nur zu sehr geneigt, in Wilhelmine's Thun und Lassen nichts als Troß zu sehen. Friedrich's Beschwerden über die Erlanger Zeitung gehen an ihre Adresse. Für die scheinbar preußenfeindliche Nachsicht der Bayreuther Censur wird die Schwester verantwortlich gemacht. Nicht einmal die Ankündigung der Verhaftung des Redacteurs vermag den König zu beschwichtigen. Er bittet wohl

um die Freilassung des Sünders, um der Schwester dann später dennoch seine Flucht in das Lager der Königin von Ungarn vorzuwerfen. Die ganze Familie ist einstimmig in Wilhelmine's Verurtheilung, als sie im October 1745, während Friedrich die Oesterreicher bei Soor schlägt, seiner Feindin Maria Theresia ihre Aufwartung macht. Der Umstand, daß Maria Theresia auf der Reise zur Kaiserkrönung ihres Gemahls im Bahreuthischen Mittagstraß machte, wird beharrlich ignorirt. Den Sieg von Soor theilt Friedrich der Markgräfin mit den malitiösen Worten mit, daß er „ihre“ Kaiserlichen geschlagen habe.

Nur wer einmal Aehnliches durchgemacht hat, nur wer eine Zeit lang jeden Brief, bevor er ihn öffnete, neuer Kränkungen gewiß, zuvor in der Hand gewogen hat, wird ungefähr ermessen, was Wilhelmine zwei lange Jahre nach ihrer verzweifelten Selbsthülfe unter diesen Bitternissen gelitten hat. Ein völliger Bruch würde sie weniger geschmerzt haben, als die moralische Aushungerung dieser trübseligsten aller geschwisterlichen Correspondenzen. Auf jedes freundliche Wort ein unfreundliches, auf jeden Versuch der Wiederanknüpfung zur Antwort ihr Sündenregister. Man weiß nicht, will Friedrich sie strafen oder müde machen. Nur so viel wird man vielleicht sagen dürfen, daß sie ihm schließlich durch eine stolze Antwort mehr imponirt hat als durch alle früheren Annäherungsversuche. Den Vorwurf, daß sie Maria Theresia

ihrem Bruder vorziehe, weist sie mit fürstlicher Würde zurück. „Ich erweise ihren Verdiensten Gerechtigkeit“ — schreibt sie — „und glaube, daß es erlaubt ist, Jeden, wer es auch sei, seiner Verdienste wegen zu achten“. Ihren Freundschaftsversicherungen hatte Friedrich keinen Glauben geschenkt. In jenen Worten erkennt er großsinnig sein eignes Blut wieder. Zwei Monate nach jenem Briefe Wilhelmine's, zwei Jahre nach der Burghaus-Marmitz'schen Hochzeit, am 29. März 1746, spricht er endlich das erlösende Wort: „Ich habe Dein Herz nie für mitschuldig gehalten an all dem Uetger, den Du mir seit drei Jahren verursacht hast“.

Nicht als ob damit der Friede schon besiegelt gewesen wäre. Die Präliminarien haben fast dieselbe Zeit in Anspruch genommen, wie der offene Krieg. Zwischen dem Könige und seiner Schwester stand noch immer „jene Creatur, deren unreiner Name ihm nicht in die Feder kommen soll“. Er ist überzeugt und sagt es ihr unverblümt, daß sie allein wie ein Hahnrei die stadtbekanntn Vorgänge in ihrem Hause nicht kenne. So unbegreiflich ihm die Freundschaft der Markgräfin für die Maitresse ihres Gemahls ist, will er sie sich doch nicht ausreden lassen. Das Blut stockt ihm bei dem Gedanken an jene Medea, deren Rachgier er durch die Sperrung ihrer preußischen Einkünfte gereizt habe. Niemand anders als sie habe den Erisapfel zwischen ihn und die Schwester geworfen. Sein Herz spricht für Wilhelmine. Er meint wohl, man lasse sich leicht

überzeugen, wenn man überzeugt sein wolle. In Wahrheit ist er erst auf dem halben Wege zur Verzeihung. Der Eifer, mit dem sich Wilhelmine vertheidigt, erfreut ihn, ohne ihn völlig zu versöhnen. Er verspricht zwar schon wenige Wochen nach dem ersten Eisbruch, daß er ihren Zwist nicht mehr berühren, daß er ihn vergessen wolle, er fängt seit dem Sommer 1746 wieder an, über sein Befinden, Familienfeste und Aehnliches zu schreiben, er verfällt auch ab und zu in den alten Plauderton, erweist und empfängt kleine Aufmerksamkeiten, aber er kommt nichtsdestoweniger immer wieder auf die Vergangenheit zurück. Man hat das Gefühl, daß das abziehende Gewitter ebenso gut noch einmal heranziehen könnte. Es scheint nur an einem Haare zu hängen, daß ihre Freundschaft in der Asche, aus der sie nach Friedrich's Worten wieder ersticht, am Ende doch noch ersticke. Bis in den Sommer 1747 verräth fast jeder Brief, häufig ohne Umschweife, manchmal auch nur durch eine Redewendung, wie tief ihn der Bruch von 1744 und die vorausgegangenen Reibereien verwundet haben.

In Wilhelmine's Bibliothek besand sich ein leider abhanden gekommenes Buch mit dem ominösen Titel: „Les privilèges du coeuage“. Für den Bruder schien sie dieses traurige Privileg in der That zu besitzen. Wie konnte er auch ahnen, daß sie durch die Verheirathung ihrer Hofdame die Beseitigung des Aergernisses bezweckt und — nicht erreicht hatte. Die sichere Erwartung der Mark-

gräfin, daß Graf Burghaus mit seiner Gemahlin Bayreuth alsbald verlassen werde, war nicht in Erfüllung gegangen. Mit einem Worte wäre Alles gesagt, aber Wilhelmine kann sich nicht entschließen, es auszusprechen. Das Eingeständniß eines dummen Streiches würde ihr nicht so schwer fallen, wenn nicht die brennendste Scham sie im entscheidenden Augenblicke immer wieder verstummen ließe. Friedrich mag ihr die Beichte noch so nahe legen, er mag frisch von der Leber weg die Dinge beim rechten Namen nennen oder ein andermal ihre Schilderung des lockeren Carlsbader Badelebens zum Anlaß nehmen, als Anwalt cynischer Libertinage gegen ihre „Tugenddragonerschaft“ zu Felde zu ziehen, sie bleibt dabei, seine Vorwürfe, gerechte und ungerechte, stumm über sich ergehen zu lassen. Wie man auch über ihren Charakter denken möge, in diesen Jahren hat ihre Haltung etwas unendlich Rührendes. Die Freude und Dankbarkeit über jedes Zeichen der wiedertehrenden Bruderliebe sind nicht geheuchelt. Wenn zur vollen Aufrichtigkeit der Verzicht auf Geheimnisse gehört, so entlastet sie doch die Beredsamkeit ihres Schweigens von dem Vorwurfe fortgesetzter Verstellung.

Es mag dahin gestellt bleiben, wer das größte Verdienst um die Versöhnung der Geschwister hatte, ihr jüngerer Bruder, der Prinz von Preußen, oder ein Berliner Hoffräulein, die kleine Lettau, Finette genannt. Thatsache ist, daß Wilhelmine im August 1747 in die weit geöffneten Arme ihres Bruders

eilte, daß dem König ein Blick in die abgemagerten, von körperlichen und seelischen Leiden erzählenden Züge mehr sagte, als alle ihre Briefe. Auch er war seit jenem Bayreuther Besuche an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnert worden. Ein leichter Schlaganfall hatte ihn zu Beginn des Jahres in der Gesundheit ein von ihren Besitzern selten nach Gebühr geschätztes Gut in seinem vollen Werthe erkennen lassen. Erst im Mai hatte sein Philosophensitz auf dem Hügel über den Havelseen den sehnsüchtigen Namen Sansjoui erhalten. Er weiß jetzt, was man Kranken zumuthen darf. Weder in Potsdam noch nach ihrer Rückkehr drängt er Wilhelmine zur Aussprache. Das Experimentiren hat ein Ende. Seine Diagnose steht seit dem August 1747 fest. Ob er bis auf den Grund der Seele seiner Schwester gesehen hat oder nicht, so viel ist wohl sicher, daß er jeden rauhen Eingriff von nun an für lebensgefährlich hält. Er appellirt nicht mehr an ihre versagende Willenskraft. Die Lebensweisheit des Philosophen von Sansjoui wendet sich an ihren noch ungebrochenen Intellect. Auf dem Wege der Resignation sucht er ihrem Pessimismus die Wendung zu einer leichteren Auffassung der Dinge zu geben. In der flüssigen, zuweilen etwas dünnen Sprache Voltaire's entwickelt er den männlichen Gedanken, den ein anderer Prometheus später in die Worte zusammengedrängt hat: „Ein kleiner Ring ist unser Leben“. „Wir sind nun einmal Geschöpfe des Augenblicks. Wer weiß, was

der nächste Tag bringt. Laßt uns die Blumen auf unserem Lebenspfade pflücken“. Läuft auch jetzt noch einmal eine Anspielung mit unter, so nimmt ihr doch die Wärme und Liebenswürdigkeit der Fassung den Stachel. „Mag in Bayreuth Alles drunter und drüber gehen, mag Madame Meyer eingesperrt werden, was liegt ihm daran, wenn nur Wilhelmine gesund ist“.

Für den Psychologen hat es bis zu diesem Punkte unserer Erzählung eigentlich keine Räthsel zu lösen gegeben. Charaktere enthüllen sich auch ohne Monologe. Es galt nur, sich in die Briefe der Geschwister hinein zu lesen. Drossen hat das freilich auf eine ganz andere Weise gethan. Nach ihm wäre die Markgräfin entweder in ihrer Freundschaft für die Marwig-Burghaus völlig blind gewesen, „oder sie selbst begünstigte das zweideutige Verhältniß derselben mit dem Markgrafen, dem sie vielleicht nicht mehr in jeder Weise Gattin sein konnte, zufrieden, daß es ihre Freundin war, die ihre Stelle vertrat“. Die allgemeine Erinnerung scheint nahe zu liegen, daß zwei Menschen niemals über Menschen und Dinge in völliger Uebereinstimmung urtheilen werden. Im vorliegenden Falle aber kann doch wohl kein Zweifel bestehen, daß die Memoirenschreiberin dem Geschichtschreiber der preußischen Politik so zu sagen unter die Räder des preußischen Staatswagens gekommen ist. Der Psycholog, allerdings ein psychologisch-er advocatus diaboli,

wird die Troysen'sche Deutung vielleicht nicht ohne Weiteres aus dem Bereich der Möglichkeit verweisen. Für den Historiker ist sie durch den historischen Befund schlechterdings ausgeschlossen. Die Humanität des Dichters wird man von ihm, dem getreuen Verwalter der Reliquien der Vergangenheit, mit noch größerem Rechte erwarten dürfen. Die Präsumption des Schlechten, ohne Unterschied der Person, mag dem Staatsanwalt, dem Untersuchungsrichter erlaubt sein, dem Historiker ist sie es nicht. Historische Persönlichkeiten gehören nun einmal nicht auf die Armenfünderbank. Wir wollen nicht anklagen, sondern verstehen. Unser Urtheil ist kein richterliches. Wenn es die unentbehrliche Intuition zu einem subjectiven macht, so liegt doch eine Gewähr für die Objectivität des Ergebnisses in der Treue der Beobachtung. Je fleißiger wir hinschauen, desto weniger laufen wir Gefahr, zuviel zu sehen oder, was nicht minder das Ergebnis fälschen kann, Wesentliches zu übersehen. Was der Historiker in unserem Falle vermisst, hat mit einer befriedigenden Erklärung des Verhältnisses der Marktgräfin zur Marwitz-Burghaus nicht das Mindeste zu thun. Hierzu reicht auch unser Material vollkommen aus. Nur gewisse Daten fehlen zur Zeit noch zur Herstellung eines lückenlosen Zusammenhangs. Sie beziehen sich durchweg auf die äußeren Schicksale der Gräfin Burghaus.

Wir wissen, daß „Madame Meyer“ mit ihrem Gatten eine Zeit lang in Wien war, um krank



und mit leerem Beutel nach Bayreuth zurückzukehren; aber wir wissen nicht genau, wie lange das edle Paar in Wien gewesen ist und wann es wieder in der Marktgrafenresidenz seinen Wohnsitz nahm. Wahrscheinlich ist, daß sich die Marktgräfin zu dem Besuche in Potsdam nur deshalb ein Herz faßte, weil sie das Ende der schwerkranken Feindin nahe glaubte. Sicher ist, daß sie bei ihrer Rückkehr zu den heimischen Penaten sich in eine Hölle versetzt dachte, als ihr die Maitresse gesund und guter Dinge mit der gewohnten anspruchsvollen Frechheit gegenüber trat. So viel Ruth hat Wilhelmine durch die Aufhebung der Familienacht jetzt doch gefaßt, daß sie vor dem „éclat“ nicht mehr um jeden Preis zurückscheut. Ihre „Freundin“ Albertine von Marwitz, inzwischen verhehlichte Gräfin Podewils, kann es, wie sie der Schwester schreibt, gar nicht verstehen, daß man sich so ändern könne. Die Kälte waren diese exemplarischen Schwestern an ihrer Fürstin gewohnt. Die Sprache der Leidenschaft kommt ihnen überraschend. Die Marktgräfin ist nach langer Irrfahrt auf dem Wege, sich selbst wieder zu finden. In Potsdam hat ihre Vertheidigung sich darauf beschränkt, den Einfluß des Marktgrafenliebchens auf sie selbst in Abrede zu stellen. Was mögen ihre Mutter und ihre Geschwister von ihr denken, wenn sie jetzt hören, daß der Marktgraf der Frau Gräfin in dem Gesandtenhaus auf seine Kosten eine stattliche Wohnung eingerichtet hat. Besser, der Mutter und dem

Prinzen von Preußen das selbst schreiben, als daß sie es von anderer Seite erfahren. Nur eine eingebilbete Fessel verhindert sie noch, das zu thun, was sie vielleicht schon zehn Jahre früher hätte thun sollen. Die Bettlerarmuth der Schuldenmacherin ließe ihre Ausweisung als eine Grausamkeit erscheinen. Selbst unter der Voraussetzung der Einwilligung des Markgrafen hält Wilhelmine ein entschlossenes Vorgehen in diesem Sinne für unvereinbar mit ihrer Ehre.

Doch halt. Die Bettlerin hört auf, es zu sein, wenn ihre preußischen Einkünfte wieder freigegeben werden. Die Markgräfin kann dann nicht mehr der Vortwurf treffen, daß sie eine ehemalige Freundin und Dienerin, die sie selbst verheirathet hatte, ins Elend gestoßen habe. Jeder andere Ausweg scheint versperrt. Nur der König kann helfen. Jetzt oder nie muß sie sprechen, wenn auch nicht beichten. Am 21. Februar 1748 entschließt sie sich, dem Bruder zu schreiben. „Ein Brief von sehr geschickter Fassung“, meint Droysen; gewiß „nichts weniger als offen“, aber ebenso gewiß, was Jener bestreiten möchte, „von wahrer Empfindung“. „Laß mich Dir mein Herz öffnen, laß mich aufrichtig über eine Sache reden, die mir seit Jahren den tödtlichsten Kummer bereitet hat. Wie oft habe ich mir nicht meine ungehörige Handlungsweise gegen Dich zum Vorwurfe gemacht. Meine letzte Krankheit, mein naher Tod haben mich nachdenklicher gestimmt. Nach reislicher

Selbstprüfung bin ich zur Ueberzeugung gelangt, mich in meinem Leben nur einmal vergangen zu haben gegen einen Bruder, dem mein Herz seit meiner frühesten Jugend gehörte“.

Und nun erwartet man ein volles Geständniß, aber es ist, als ob ein krankhaftes Schluchzen ihr das Sprechen unmöglich mache. Mühsam, ohne klaren Zusammenhang, stammelnd gleichsam, fließen ihr die Worte und Sätze in die Feder: Uebel angebrachtes Mitleid; Schwäche; getäuschtes Vertrauen; verrätherischer Undank, das Loos aller Fürsten. Erst die Bitte, der Zweck ihres Schreibens, läßt die Briefstellerin den scheinbar verlorenen Faden wieder finden. „Ich bin für die Unglücksheirath verantwortlich. Die Burghaus hat Alles verloren. Ihr Gatte bezieht seit zwei Jahren von seinem Regiment keine Gage mehr. Ich kann ihnen nicht genug geben, um fern von Bayreuth leben zu können. Wir passen nicht mehr zu einander. An den Bettelstab bringen darf ich sie nicht. In Deine Hände lege ich meine Ehre und meinen Ruf. Nur Du kannst mir die Ruhe wieder schenken, wenn Du ihr das Vermächtniß ihres Vaters heraus gibst. Unter dieser Bedingung will sie die Marktgrafschaft verlassen. Mit gefalteten Händen bitte ich Dich um diese Gnade. Mein ganzes Leben lang, bis zum Grabe, will ich nicht aufhören, Dir dafür zu danken“.

Mehr aber hat dieser so flehentlich apostrophirte Bruder nie erwartet. Sein zartfühlender

Trost beweist, was er der Markgräfin schon früher gewesen sein würde, wenn sie seinen Beistand nicht beharrlich verschmäht hätte. Mit keiner Silbe kommt er auf die Veranlassung ihres Briefes zurück. Er knüpft da an, wo er in seinen letzten Briefen stehen geblieben war. „Was sollen wir thun in einer Welt, die sich uns zu Liebe nicht ändern wird?“ Er empfiehlt ihr außer ihrem eigenen Hausmittel, der geistigen Beschäftigung, sich mit der Philosophie gegen diese Welt der Leiden zu wappnen. Vor Allem, er hat der Burghaus mittheilen lassen, daß ihr die gesperrten Zinsen ausgezahlt werden, sobald sie Bayreuth verlasse. Er fügt die Warnung hinzu, daß sich die Gräfin möglicher Weise damit nicht zufrieden geben werde, sondern neue Forderungen stelle. Für diesen Fall hat er nur einen Rath: unerbittliche Rücksichtslosigkeit gegen die Frechheit. Niemand wird der Markgräfin alsdann einen Vorwurf machen können. Wie angebracht seine Warnung ist, kann er alsbald aus Wilhelmine's Antwort ersehen, daß sie sich lieber ein Uebermaß an Güte als an Strenge zu Schulden kommen lassen wolle. In der That hat Wilhelmine eben damals in ihrem Testament vom 2. April 1748 die Mitwelt und leider damit auch die Nachwelt irre zu führen gesucht, indem sie ihrer ehemaligen Hofdame ein kleines Legat, zehn Paar silberne Spielleuchter und ein vergoldetes Besteck, vermachte. Aber der Bruder hat doch bald darauf die Genugthuung, daß „Madame Meyer“ vom Schauplatz

verschwindet, die Schwester von dem bösen Alpdruke befreit wird, und der Bayreuther Schwager das Nachsehen hat.

Der Historiker wird nicht allzu oft in die Lage kommen, ein novellistisches Motiv von der Art dieses Ehren- und Ehehandels in Poetenweise, wenn auch mit aller kritischen Vorsicht seiner Muse, auszuspinnen. Das rein Menschliche ist und bleibt unter allen Umständen die Domäne des Dichters. Auch für den Biographen einer historischen Persönlichkeit gibt es eine Grenze, die er nicht ungestraft überschreiten darf, wenn er sich nicht auf das Gebiet der künstlerischen Zwittergattung des historischen Romanes verirren will. So merkwürdig an sich die geschilderten inneren und äußeren Erlebnisse der Markgräfin sind, so würde doch ihr Biograph dabei nicht ohne Weiteres verweilen dürfen, wenn man sie nicht kennen, und zwar aufs Genaueste kennen müßte, um den Charakter einer Frau zu verstehen, die sich wahrhaftig nicht durch ihre traurigen Ehestandsabenteuer, sondern durch ihr geistiges Leben in der Welt einen Namen gemacht hat. Wie fühlt man sich mit ihr aus eklektem Wust in die Sphäre philosophischer Weltübertwindung erhoben, wenn man in ihrem Briefwechsel mit Friedrich unmittelbar nach Abschluß der trostlosesten Episode ihres Lebens auf die reizende Epistel stößt, die sie ihren Schoßhund Folicchon an Friedrich's Hündin Biche richten läßt. Etwas Graziöseres als diese

Hundephilosophie hat Wilhelmine nie wieder geschrieben. Wo von Lafontaine oder dem berühmten Hundegespräch des Cervantes die Rede ist, sollte auch das zierliche Kunstwerk der Schwester Friedrich's des Großen nicht vergessen werden. Dankbarkeit und Sehnsucht nach dem Bruder verstecken sich schalkhaft hinter einer Liebeserklärung des kleinen Bierfüßlers an die Adresse der ständigen Begleiterin Friedrich's. Auch die Wiederkehr der täglichen Misère marktgräßlicher „distractions“ kann Wilhelminen das beglückende Gefühl, von Friedrich verstanden zu werden, nicht mehr rauben. Sie wird sich über ihren Gemahl auch in der Folge nie beschweren. Im Gegentheil, sie unterstreicht jedes kleinere oder größere Verdienst, das er sich um sie und ihre Familie erwirbt. Aber sie stellt dann wohl einmal dem Bruder die schon von Hündlein Folicion erörterte Doctorfrage, ob Beständigkeit in der Liebe möglich sei, um sich von dem Salomo des Nordens bescheiden zu lassen, daß nur die Achtung beständig sei, weil nur sie auf keinem flüchtigen Sinnenreiz beruhe. Der Achtung Friedrich's gewiß, darf sie den Muth der Resignation haben.

## VI.

### Geistige Richtung.

---

In der Reconvalescenz des Frühlings 1747 war dem König die Sehnsucht nach der Genossin seiner Jugendchicksale erwacht. „Dem Gestade des Acheron“, „dem Rachen Charon's“ entflohen, hatte er sich auf die Wiederanknüpfung der Bande treuer Freundschaft gefreut. Sein höchster Wunsch ist erfüllt, wenn er sie wieder sieht, spricht und hört, wenn er auf seinem ragenden Musensitz ihre Unterhaltung wieder genießen kann. Und als sie ihm dann die freundlichen Bilder der Kindheit und Jugend wieder aufgefrischt hat, da spendet er der Heimgekehrten das begeisterte Lob, daß man sich mit ihr über die heterogensten Dinge, über Frisuren, über Krieg und Politik unterhalten könne. Von den größten philosophischen Spitzfindigkeiten bis zum frivolsten Romane — nichts sei ihr fremd. Er hätte, wenn er Voltaire citiren wollte, auch auf dessen Schilderung des Heiligthumes einer echt französischen Göttin, des Geschmackes, verweisen dürfen. Wilhelmine selbst gesteht es gelegentlich zu, daß sie eine Schwäche oder Leiden-

schaft, je nachdem man es nehmen will, für eine gute Oper, schöne Gärten und prächtige Gebäude habe; aber sie betont doch, daß ihr eine kleine, auserlesene, geistvolle Gesellschaft über alle rauschenden Vergnügungen gehe. Nicht Jeder findet in Voltaire's „Temple de goût“ Einlaß.

Verbannt ist dort für alle Zeit  
Der Affectirte, der Pedant,  
Kurz jeder schlechte Musikant,  
Und Sturm und Drang wünscht man hinweg sich weit.  
Denn wo die Anmuth herrscht, kann selbst das Wissen  
Bei allem Ernst die Heiterkeit, den Wit nicht missen.  
Der Geist in vielerlei Gestalten  
Eröffnet das Gesacht und neckt,  
Gewohnt von Andern Gleiches auszuhalten.  
Vernunft, da Langeweil' erschreckt,  
Weiß scherzend auch sich zu entfalten.

So unbedenklich wie nur irgend eine der geistvollen Pariserinnen ihres Zeitalters würde Wilhelmine das Präsidium über die Schar der Berufenen übernehmen. In diesem Sinne sind auch die an uns schon vorüber gezogenen Jahre für sie keine verlorenen gewesen.

Während Kronprinz Friedrich in Rheinsberg seine glücklichsten Tage verbrachte, hatte seine Schwester sich die 1718 angelegte Eremitage bei Bayreuth nach ihrem Sinne umgestaltet. Man muß ältere Beschreibungen zu Hülfe nehmen, um sich ihren Lieblingsaufenthalt einigermaßen in seiner ursprünglichen Gestalt zu vergegenwärtigen. Schon 1780, unter dem letzten Markgrafen der ver-



einigten Linien Ansbach-Bayreuth, wird über die starke Vernachlässigung des Ganzen geklagt. Die Verwandlung eines großen Theiles der französischen Gartenanlagen in einen Naturpark hat die Wirkung des decorativen Gartenschmuckes an Gebäulichkeiten, künstlichen Ruinen und Sculpturen fast ganz aufgehoben. Die schlechte Erhaltung all' dieser nur auf den Gesamteindruck berechneten Schaustücke thut das Uebrige, um in dem Beschauer die uns in Sansjoui beschleichende Stimmung nicht aufkommen zu lassen. Dem Intendanten der französischen Provinz Bayreuth, Baron Camille de Tournon, erschienen diese Sonnentempel, Pavillons und Götterbilder armselig und „gothisch“. Der „style de l'empire“ wollte von dem Schnörkelwerk des Rococo nichts wissen. Aber auch wir haben Mühe, das, was wir vor uns sehen, mit unserem hohen Begriffe von dem decorativen Geschmacke des achtzehnten Jahrhunderts zu vereinigen.

Hier war es, wo die junge Fürstin am liebsten ihre kleine Gesellschaft um sich versammelte. Der Name ihres buen retiro gab den Anlaß zu einer symbolischen Spielerei im Geschmacke des Jahrhunderts der Freimaurer und Illuminaten. Die geladenen Gäste werden zu Einsiedlern und Einsiedlerinnen, die Gastgeber zu Abt und Aebtissin. In ihren Zellen statten Brüder und Schwestern sich Besuche ab. Zum gemeinsamen Mittagsmahle lädt das Glöckchen der beiden Prioren.

In Sanssouci ist dann später nach dem Muster der Eremitage ein zweites Kloster entstanden. Wenn aber der Abtei des Bruders die Nönnchen fehlten, so sucht man in dem Jahrzeitbuche der Eremitage vergebens nach einem Bruder Voltaire.

Wir kennen die Bayreuther Hofgesellschaft fast nur aus der Schilderung der Memoiren. Ihr Gespräch habe sich um die Jagd, Landwirthschaft und Geschichten vom alten Hofe gedreht. Niemals vom Bayreuther Pflaster fortgekommen, habe sie keine Weltkenntniß besessen. Die Buchdruckerkunst sei für sie nicht erfunden gewesen. Von anderer Seite erfahren wir nur, daß die Markgräfin „das rohe Wesen, das starke Trinken und die öffentlichen Ausschweifungen vom Hofe verbannt“ habe. Wie an anderen Höfen schieden sich auch an dem Bayreuther die Zeitalter. Während die vorausgegangene Generation, ganz einerlei, ob sie das Versailler Vorbild nachäffte oder nicht, einen starken Trunk liebte, begann man nicht nur in Potsdam und Bayreuth unter Gesellschaft etwas Anderes zu verstehen. Wie Friedrich sehen wir die Markgräfin Zeitlebens bemüht, für ihre Abtei zu werben, ohne daß sie doch je eine Tafelrunde zusammen gebracht hätte. Versuche, durch Voltaire's Vermittlung Frau von Grassigny oder eine andere Pariserin als Gesellschaftsdame nach Bayreuth zu ziehen, scheiterten. Ein Verwandter der „göttlichen Emilie“ Voltaire's, Marquis du Châtelet, scheint ebenso wie der Hofmarschall Montperniß den

markgräflichen Hof nur um eine komische Figur bereichert zu haben. Erst in ihren letzten Lebensjahren fand Wilhelmine zwei Gesellschafter nach ihrem Herzen in einem auf Voltaire's Empfehlung berufenen Marquis d'Abhémar und in dem liebenswürdigen Oheim des großen Tribunen, Ludwig Alexander von Mirabeau. Algarotti und Voltaire kamen nur je einmal in Friedrich's Gefolge zu Besuch, der Dichter der „Pucelle“ oben drein weniger als Schönggeist, als in der mäßig gespielten Rolle eines Gelegenheits-Diplomaten. Eine congeniale Gesellschaft hat die geistvolle Frau genau genommen also nur in ihren Ferien, nur bei ihrem viermaligen Besuche in Berlin und Potsdam in den Jahren 1740, 1747, 1750 und 1753, sowie auf ihren Reisen gefunden. Ihre „petitesociété“ war in Wahrheit noch kleiner als sie dem Bruder eingestehen wollte. Die Eremitage war für sie in geistiger Beziehung eine wirkliche Einsiedelei.

So mußte sie sich denn nach einem Ersatz für den Umgang mit umgangswürdigen Menschen umsehen. Ueber ihren brieflichen Verkehr ist sehr wenig bekannt. Mit Voltaire scheint es erst nach dem Berliner Besuche von 1750 zu einer ununterbrochenen Correspondenz gekommen zu sein. Ueber ihre Lectüre sind wir besser unterrichtet durch ihre wohl erhaltene Bibliothek. Ich habe an anderem Orte ausführlicher über dieses Denkmal Wilhelmine's berichtet. Das Vorbild der von Duhan de Sandun eingerichteten ersten Bibliothek des Kronprinzen,

die Bestimmung der Sammlung, nach dem Tode der Markgräfin in den Besitz der Universität Erlangen überzugehen, haben ihr einen encyclopädischen Charakter verliehen. Nichtsdestoweniger läßt sie auf die Weite des Interessentkreises ihrer Besitzerin schließen. Ohne Mentor sucht sie sich schon in den ersten Jahren ihrer Ehe ihren Weg. Sie fühlt dann wohl, daß ihre viel bewunderte Bildung eine Scheinbildung ist, und möchte Duhan nach Bayreuth ziehen. Während der Wolfianer Friedrich seinen auf Newton und Locke eingeschworenen literarischen Berather Voltaire zu seiner jungen Erkenntniß belehren möchte, wendet sich Wilhelmine in ihren philosophischen Nöthen an La Croze. Zwei versängliche Fragen legt sie dem guten alten Herrn vor, die erste namentlich ein Beweis, daß ihr Denken sich nicht bei Begriffen beruhigt, sondern nach Realitäten verlangt. Gibt es Atome, lautet die erste; kann man das Dasein Gottes geometrisch beweisen, die zweite. Der Eindruck der Antwort dürfte freilich nicht ganz den löblichen Absichten ihres ersten philosophischen Orakels entsprochen haben. Seine scharfsinnigen Einwände gegen die cartesianische Atomlehre, gegen die unendliche Theilbarkeit der Materie und gegen die experimentelle Nachweisbarkeit von Atomen scheinen sie nur in ihrer Hinneigung zu Leibniz befestigt zu haben. In einem Briefe an Friedrich vom 20. December 1735 entwickelt sie bereits schüchtern ihre Monadologie. Weit besser

hat ihr in der Antwort ihres Lehrers der Satz gefallen: „Je suis un peu Pyrrhonien“. Ohne das bei Frauen überhaupt seltene Bewußtsein, sich mit fremden Federn zu schmücken, hat Wilhelmine diesen Satz fast wörtlich in ihre Memoiren herüber genommen. Wir werden noch sehen, daß die skeptische Schülerin von La Croze sich nicht ein zweites Mal in philosophischen Fragen wie in jener Antwort durch Berufung auf den Apostel Paulus, Augustin und Daniel abspeisen läßt.

Es ist nicht wenig, wenn man nach einer Erziehung, wie Wilhelmine sie genossen hatte, in reiferem Alter zur Erkenntniß des Nichtwissens kommt. Auch ihre frühzeitige Gewöhnung, Glauben und Wissen auseinander zu halten, ist die Frucht einer das Gegentheil bezweckenden Pädagogik gewesen. Bei Sophie Dorothea hatte es sich von selbst verstanden, daß die Confirmation ihrer ältesten Tochter zu einer äußerlichen Haupt- und Staatsaction wurde. Drei Stunden lang mußte sich die kleine Confirmandin 1724 von dem Hofprediger Andrea über ihr Glaubensbekenntniß examiniren lassen. Auf achtzehn Druckbogen war dieses Ereigniß umständlich und erbaulich erzählt worden. Der Zwang, eine weitschichtige Dogmatik auswendig zu lernen, weckte den Geist nachdenklichen Widerpruchs. Dem reformirten Bekenntniß innerlich entfremdet, konnte die heranwachsende Prinzessin auch dem Pietismus keinen Geschmack abgewinnen. Ihren Vater hatte die großartige Stiftung des

Waisenhauses in Halle für den Stifter, August Hermann Francke, eingenommen. Ihr selbst war schon bei dem Besuche des jüngeren Francke und Freyhlinghausen's nicht entgangen, daß der Geist der Duldung bei den Nachfolgern Spener's am Worte nicht mehr die Oberhand hatte. Man muß es in den Tagebüchern der jungen Pietisten nachlesen, wie an der Mittagstafel in Wusterhausen der Theaterteufel in Sophie Dorothea, der Jagdteufel in Friedrich Wilhelm einen Vertheidiger fand. Nur den Saufteufel wollte der König bedingungslos preisgeben. Die Theologen mochte seine Bußfertigkeit nicht befriedigen. Die Königs-kinder schrieben schon dieser halben Bußfertigkeit die finstere Laune des Vaters zu und wünschten die Hallenser mit ihren Tractätchen zum Ruckuck.

Man begreift daher die unangenehme Uebersajhung Wilhelmine's, als sie in Bayreuth von dem Regen in die Traufe kam. Seit der Vertreibung von Francke und Thomafius durch die Leipziger Lutheraner war auch in diesem Kernlande des Lutherthums Alles anders geworden. Als Francke 1717 Schwaben und Franken bereiste, streckte fast allenthalben die lutherische Orthodorie vor der Popularität seines Namens die Waffen. Ebenso pfäffisch und herrischüchtig, wie Spener milde und verträglich gewesen war, setzte es Francke, nicht ohne mannigfache Opposition, durch, daß er in der Stiftskirche in Stuttgart und im Ulmer Münster die Kanzel bestieg. Wenn

man ihm auch in Nürnberg die Predigt abschlug, hatte er doch die Genugthuung, in den brandenburgischen Markgraffschaften desto fester Fuß zu fassen. Nach Bayreuth wurde 1726 ein Hallenser Pietist, Johann Christoph Silchmüller, als Hofprediger und „Beichtvater“ des Markgrafen Georg Friedrich Karl berufen. Das 1730 gestiftete Waisenhaus der fränkischen Residenz beweist, daß er dort im Geiste seines Lehrers gewirkt hat. Der Erbprinzeßin aber trat die weniger erfreuliche Seite seiner kirchlichen Richtung vor Augen, wenn sie den Hofprediger von der Kanzel gegen den Maskeradenteufel donnern hörte und dann die ganze Bußfertigkeit ihres schwindstüchtigen Schwiegervaters mit seinen albernen Heirathsgedanken verglich.

Wer wüßte nicht, wie nachdrücklich König Friedrich das seinen Unterthanen gewährleistete Menschenrecht, nach ihrer Façon selig zu werden, für sich selbst in Anspruch genommen hat! Der Markgräfin sollte es nicht so gut werden. Man möchte es für Uebertreibung halten, wenn sie einmal 1737 ihrem Bruder klagt, neulich habe sie die Predigt eines Ahtzigers gehört über das Thema: „Das ins Feuer geworfene Stroh brenne“. Bei näherer Beschäftigung mit der Homiletik des Zeitalters wird man doch auf noch ärgere Trivialitäten stoßen. Der „Diener am Worte Gottes zu Untertriebel“ im Vogtlande, unweit der Bayreuther Grenze, setzte seiner Gemeinde in einer Bußpredigt über den harten Winter von 1740 auseinander,

daß man das Jahr in vier Jahreszeiten eintheile. „Nach der gemeinen Abtheilung nennet man Sommer, wenn es warm ist, daß Pflanzen und Bäume grünen und wachsen können. Hingegen Winter, wenn es kalt ist, daß es schneit und gefriert“. Wenn Jesus Sirach Schneeverwehungen mit Heuschrecken-  
schwärmen vergleicht, findet der Unterriebeler Pastor, daß „der Schnee wegen des Fliegens sich gar süglich mit denen Heuschrecken vergleichen“ läßt. „Heuschrecken sind eigentlich keine Vögel, jedoch fliegen sie gar artig in der Luft herum. So ist's auch mit dem Schnee, der flucht und ist doch kein rechter Vogel, hat weder Federn noch Flügel“. Auch Silchmüller's Predigten zeichneten sich nicht gerade durch Geist und Geschmack aus. Die schwachgläubige Seele vergleicht er mit Rebekka, „als sie mit ihren zwen Söhnen schwanger ward und sich diese Kinder in ihrem Leibe stießen, daß sie im Unmuth ausrief: „Sollte es mir also gehen, warum bin ich schwanger geworden“. Obwohl der widerliche Schwulst der Epoche der zweiten schlesischen Dichterschule damals eigentlich schon überwunden war, konnte der marktgräßliche Beichtvater seinen Hörern empfehlen, sich „gleichsam an der Liebesbrust des Heilandes recht fett und stark zu saugen“. Selbst auf den Gemeindegesang erstreckte sich die barbarische Verwahrlosung des Gottesdienstes. In Silchmüller's Bearbeitung des Bayreuther Gesangbuchs von 1730 findet sich, keineswegs als Ausnahme, der Choral:



„Gleichwie die unreinen Schweine  
Lieben Unflath und den Mist,  
Also haßt ich auch das Heine,  
Liebte, was unfläthig ist:  
Lieber hatt ich meine Lust,  
An dem wüsten Lasterwust,  
Als daß ich hab' mögen hören  
Hier die süßen Himmelslehren“.

Der Kronprinz hatte seine Schwester gut trösten, daß er an ihrer Stelle nicht zuhören würde. Ihm selbst brachte sein Regierungsantritt die Freiheit. Die Fürstin eines kleinen Ländchens mußte still halten und die schlechtesten Predigten und Kirchenlieder über sich ergehen lassen.

Das Gefühl, daß hier nur der Zutritt von Luft und Licht Wandel schaffen könne, muß sich schon früh in Wilhelmine geregt haben. Schon 1734 und 1737 machte sie der Bibliothek des Bayreuther Gymnasiums ansehnliche Bücherschenkungen. Die Einsicht, daß etwas geschehen müsse, war vorhanden. Das Was und Wie verlangte nach männlicher Hülfe. In Halle war die erste der deutschen Aufklärung geweihte Universität entstanden. Göttingen hatte die Früchte der Hallenser Intoleranz gegen Wolff geerntet. Der Stifter der Universität an der Saale war der Großvater Wilhelmine's. Bei der Stiftung der Universität Göttingen hatte eine brandenburgische Prinzessin, die Gemahlin Georg's II., Caroline von Ansbach, die Rolle der Protectorin der Wissenschaften übernommen. Der Gedanke an eine Universitätsgründung lag also nahe genug.

Das Beispiel Friedrich's I. und einer Fürstin, die beinahe ihre Schwiegermutter geworden wäre, und die immer wieder auf gelegeneren Zeiten verschobene Absicht einiger Vorgänger ihres Gemahles wiesen darauf hin. Nur der Organisator fehlte, bis Wilhelmine den richtigen Mann in ihrem Leibarzt Daniel von Superville entdeckte.

Die Frage nach dem eigentlichen Stifter der Universität Erlangen ist sonach eine müßige. Markgraf Friedrich steht ganz im Hintergrunde. Den heftigen Widerstand Silchmüller's und des Bayreuther Consistoriums würde er ohne eine energisch vortwärts treibende Persönlichkeit nie bemeistert haben. Wenn sich Großes mit bescheidenerem Thun vergleichen läßt, wird sich der Antheil Wilhelmine's und Superville's an der Universitätsgründung zu einander verhalten haben wie der Antheil Kaiser Wilhelm's und Roon's an der Heeresreform. Die Berufung des von Friedrich Empfohlenen hat im Leben Wilhelmine's und in der Geschichte der Bayreuther Lande Epoche gemacht. Mit einigen langen Kerls, „einer Galanterie von sechs Fuß“, wie Friedrich scherzte, ist die Abtretung des berühmten Arztes an die Tochter von Friedrich Wilhelm I. 1739 wohlfeil genug erkaufte worden. Bis zu seinem Austritt aus dem Bayreuther Dienst hat er der Markgräfin neun Jahre lang näher gestanden als irgend eine Person ihrer Umgebung, so daß sie sich in ihrer Auseinandersetzung mit Friedrich gegen den eingebildeten oder

thatsächlich erhobenen Vorwurf vertheidigte, von Superville beherrscht worden zu sein.

So gut wir über die Anfänge der neuen Hochschule unterrichtet sind, so liegt doch ihre Vorgeschichte noch ziemlich im Dunkeln. Die Memoiren der Markgräfin brechen da ab, wo sie einsetzt. Die Briefe Wilhelmine's an Friedrich sind in den sieben mageren Jahren von 1740—1747 nicht eben reich an eingehenden Mittheilungen über ihre Erlebnisse. Vertrauliche Briefe Superville's, Silchmüller's und anderer maßgebender Persönlichkeiten an Freunde sind bis jetzt nicht bekannt geworden. Was die Erlanger Universitätsacten enthalten, kann dafür keinen Ersatz bieten. Ueber die angedeutete Umrisszeichnung wird man vorläufig nicht hinaus kommen. Immerhin gehen die Intentionen der Stifterin auch aus dem Bekanntem zur Genüge hervor. Die Angliederung der 1742 ins Leben gerufenen Friedrichs-Akademie an das Bayreuther Gymnasium hat sicher nur ihren eigenen Wünschen entsprochen. Dem Gymnasium Christiano-Ernestinum hatte eine ihrer ersten Stiftungen gegolten, während Silchmüller die Verdienste der Bayreuther Minerva um sein Waisenhaus um dieselbe Zeit nur in sehr allgemeinen Wendungen preisen konnte. Eine Akademie in ihrer Residenz zu wissen, mochte ihrer landesmütterlichen Eitelkeit schmeicheln. Bei der Eröffnung im März 1742 hatte das neue akademische Wesen noch einen ziemlich äußerlichen Charakter.

Der etwas frauenzimmerliche Apparat von Weibrauch und Allegorien, Superville's Rede auf die Markgräfin und die Aufführung eines allegorischen italienischen Singspiels standen in keinem Verhältniß zu den vierundzwanzig Gymnasiasten und den paar „hommes de naissance“ der Bayreuther Ritterakademie, welche mit dem Degen an der Seite die ganze Studentenschaft darstellten. Sei es, daß die Frictionen zwischen Studenten und Bürgern, dem Director Superville und Silchmüller oder finanzielle Erwägungen die Verlegung nahe legten, Thatsache ist, daß aus der inzwischen von Kaiser Karl VII. bestätigten Akademie erst in Erlangen eine Universität wurde.

Ist nun die Initiative gerade dazu schwerlich von Wilhelmine ausgegangen, so sollte sie doch aus diesem Anlaß mit ihren Absichten zum ersten Male vor die Oeffentlichkeit treten. Auf den 6. November 1743 war in dem Festprogramm die Krönung eines Poeten angesetzt. Da erklärte am Abend zuvor, wie der Universitätsprediger Guth in einem Flugblatt über die Einweihungsfeierlichkeiten berichtet, „Ihro Königliche Hoheit, daß Sie uns nun gern einmal wollten disputiren hören, wenn wir uns dazu verstünden, daß wir Teutsch redeten. Wir waren Alle bereit: Ihro Hoheit aber fügten hinzu, daß es keine Kunst sei, wenn man sich lange zuvor könnte zubereiten; Sie wollten des folgenden Tages die Theses austheilen und die Disputanten bestimmen“. Erst um 9 Uhr

Fester, Bayreuther Schwester.

8

Morgens erhielten die Professoren die Thesen; die erste: „Es sei nicht widersprechend, daß eine Materie denken könne“; die zweite: „Es sei nicht schlechterdings nothwendig, daß die zusammengesetzten Dinge aus Einheiten bestehen müßten“. Zum Defendenten wurde von der Markgräfin ein Jurist, der Prokanzler Gadendam, bestimmt, zum Opponenten der ersten These wieder ein Jurist, Braun, der zweiten These der Theologe Guth. Berufung auf die Autorität der Heiligen Schrift sollte nicht gestattet sein. Schon um 10 Uhr begann die Disputation. Nach einstündiger Dauer wurde sie abgebrochen, um dem Programm des Tages Platz zu machen. Die Markgräfin aber ließ sie nach der Poetenkrönung noch einmal aufnehmen. Erst nachdem man weitere anderthalb Stunden herum gestritten hatte, gab sie sich zufrieden.

Man möchte wohl wissen, wo Wilhelmine's Gedanken während jener 2 $\frac{1}{2}$  Stunden weilten, bei der von ihren Leiden erlösten denkenden Materie, La Croze genannt, oder bei Wilhelmine Dorothea von Marwitz, die ihr auch hier nicht von der Seite wich und die Wißbegierde der Fürstin innerlich wohl ebenso verwünschte wie Markgraf Friedrich. In einem Briefe an ihren Bruder äußerte sie sich jedenfalls sehr befriedigt. Daß sie selbst die Thesen gestellt hatte, verschwieg sie. Auch bemerkte sie nur, daß über die Theilbarkeit der Materie disputirt worden sei zwischen einem Anhänger Newton's und einem Wolffianer.

Aber sie fand, daß Alle ihre Sache recht gut gemacht hätten, ohne die bei Leuten ihres Schlages gewöhnliche Pedanterie. Sie würde auch diese kurze Mittheilung unterlassen haben, wenn sie Friedrich's beißenden Spott voraus gesehen hätte. Es war kein übler Wiß, wenn er meinte, so lange ihr Kanzler und ihre Professoren nicht gegen die Herzogin=Mutter von Württemberg disputirt hätten, sei nichts gethan. Aber er ließ zugleich durchblicken, daß die neue Universität nichts als ein zukunftsloses Spielzeug Wilhelmine's sei. „Ich zittere schon im Voraus vor allen Gelehrten, die daraus hervorgehen werden. Was für Fortschritte werden sie machen, wenn sie mit einer Disputation über die Theilbarkeit der Materie beginnen!“ Dem Zweifel Friedrich's auf der einen Seite entsprach eine ihn bis zu einem gewissen Grade rechtfertigende Opposition auf der anderen Seite. Die erste These glaubte Huth auf das Conto Voltaire's setzen zu müssen, während er das von der Verehrerin Voltaire's erlassene Verbot biblischer Argumentation in seiner Flugschrift mit beredtem Stillschweigen überging.

Man könnte versucht sein, Friedrich mit seinen eigenen Worten zu widerlegen. In freundlicherer Stimmung hat er sechs Jahre später anerkannt, daß trotz der Verschiedenheit ihrer Staaten zwischen den fürstlichen Pflichten der Markgräfin von Bayreuth und des Königs von Preußen kein Unterschied sei. Der auch in jener Antwort erkennbare

Spott des Stürmers und Drängers der ersten schlesischen Kriege über die kleinstaatliche Ohnmacht war weder brüderlich noch ganz gerecht; aber er riß zugleich unbarmherzig den Schleier von einem Hauptgebrechen der neuen Hochschule hinweg. Um ein Halle oder Göttingen zu werden, fehlten der Universität die Mittel, das Podium und die Kräfte. Die Nachrichten über den anfänglichen Flor sind mit großer Vorsicht aufzunehmen. Auf die akademische Reclame hat sich das achtzehnte Jahrhundert trefflich verstanden. In Bayreuth wäre die Fridericiana eine territoriale geblieben. In Erlangen erhob sie den Anspruch, im deutschen Geistesleben eine Rolle zu spielen, ohne der schwachen Concurrnz der ehemals berühmten Nürnberger Universität in Altdorf Herr zu werden. Für die katholischen Stände des fränkischen Kreises kam sie selbstverständlich nicht in Betracht; aber auch die Marktgrafschaft Ansbach war nicht, gleichviel aus welchen Gründen, mit ins Interesse gezogen worden. Aus Halle war etwas geworden, weil Kurbrandenburg zwei Dinge besaß, die in den Bayreuther Landen fehlten: Geld und Studenten. „Schaffet genugsame Mittel an Hand, macht gute Disposition und Anstalt und vociret gute, auserlesene Leute“, hatte Samuel von Pufendorf an seinen nach Halle übergesiedelten Freund, Christian Thomasius, geschrieben. An der guten Disposition hatte es auch in Erlangen nicht gefehlt, aber die mit dem besten Willen nicht zu beseitigende Dürftigkeit der Mittel

war ebenso unbestreitbar wie der Mangel an Lehrkräften ersten Ranges. Wenn Wilhelmine und Superville die fränkischen Lande der Aufklärung erobern wollten, mußten sie sich bald überzeugen, daß ihrer Armee die Unterführer und die Soldaten fehlten.

Ein Porträt Superville's läßt auf den Folianten im Hintergrunde die Titel Bayle, Locke, Lucrez erkennen. Seine rechte Hand ruht auf einem Manuscript mit der Ueberschrift: „Quantum et quod nescimus“. Die literarischen Sporen hatte er sich als Mitarbeiter der reformirten Berliner Kirchenhistoriker Lenfant und Beausobre verdient. So viel Berührungspunkte das Freidenkertthum des medicinischen „Philosophen“ mit Voltaire gehabt haben mag, so wird man doch nicht den verschiedenen Ausgangspunkt des Calvinisten und des Jesuitenzöglings übersehen dürfen. Auch der Markgräfin ist es niemals eingefallen, dem Philosophen Voltaire ihre Seele zu verschreiben. 1743 hatte sie ihm nachweislich lediglich die Einführung in die Gedankenwelt Locke's und Newton's zu danken. Obwohl sie 1752 die erste Leserin seines Lehrgedichtes über die natürliche Religion wurde, ist ihr Theismus doch alle Zeit um ein Gran kirchlicher geblieben als der brüderliche. Wenn Voltaire in der Trauerode auf ihren Tod ihren männlichen Verstand rühmte, so hielt sich ihr weibliches Gefühl an sein poetisches Glaubensbekenntniß:

„Quoi, le monde est visible et Dieu serait caché?“



Schon 1735 mußte sie aus den englischen Briefen wissen, daß Voltaire in dem Stifter des Christenthums nicht mehr als einen „enthousiaste de bonne foi“ sehen wollte; aber es scheint, daß der Radicalismus ihres Freundes nach dieser Seite hin keinen Eindruck auf sie gemacht hat. „Ich beklage Ihre Verblendung“ — schreibt sie in dem letzten Briefe an Voltaire, den wir von ihr haben —, „daß Sie nur an Gott glauben und Jesus verleugnen“. Das Pathos ist, wie aus dem ganzen Briefe hervorgeht, nicht so ernst gemeint. Warum sollte sie nicht auch gegen die „Verblendung“ duldsam sein. Aber mit der Sache ist es ihr zweifellos Ernst. Wie Superville verstand sie unter Aufklärung nicht das Losungswort der engeren Voltaire-Gemeinde: „écrasez l'infame“, sondern Toleranz und als ihre erste Vorbedingung an einer Hochschule Säkularisation der Wissenschaft.

Eben damit aber sollte sie auf einen Widerstand stoßen, der uns daran erinnert, daß auch die geistige Entwicklung unseres Volkes so sprunghaft und ungleichmäßig wie die territoriale gewesen ist. In einer Erbauungsschrift aus dem Jahre 1724 hatte der Garnisonprediger in St. Georgen am See bei Bayreuth, Johann Wilhelm Speckner, mit Berufung auf einen älteren Amtsbruder die Bibel das beste „Lehrbuch, Historienbuch, Gebetbuch, Gesangbuch, Regentenbuch, Kriegsbuch, Gerichtsbuch, Staatsbuch, Hausbuch und Arzneibuch“ genannt. Was uns in

der „ältesten Urkunde des Menschengeschlechts“ und in der Luther-Bibel insbesondere, nach Herder's und Goethe's Vorgang, auch abgesehen von ihrem religiösen Gehalte, das Buch aller Bücher sehen läßt, hatte der Autor damit keineswegs sagen wollen. Wie sich die starre Buchstabengläubigkeit der Reformatoren weder durch den Bauernkrieg noch durch die Doppelehe des Landgrafen von Hessen überführen ließ, daß orientalische Bräuche und Gesetze für ein christliches Volk deutscher Nation nicht maßgebend sein können, waren auch die Erlanger Theologen nicht gemeint, dem durch Pufendorf und Thomasius vor mehr als einem halben Jahrhundert inauguirten neuen Zeitalter auch nur die geringsten Zugeständnisse zu machen. Indem Professor Ellrod seiner Einweihungspredigt am 4. November 1743 als Text Jesaias 33, 20 zu Grunde legte, betonte er in Gegenwart der fürstlichen Stifter mit besonderem Nachdruck, daß die „neue hohe Schule nicht nach eigenem Gutdünken der Weisen dieser Welt, sondern nach der Vorschrift der göttlichen Offenbarung“ eingerichtet werden müsse. Wie Jerusalem müsse sie nach den Worten des Propheten einer sicheren Wohnung oder, in wörtlicherer Uebersetzung des hebräischen Urtextes, einem „Schafstalle ähnlich sein“. Zu den „unreinen Böcken“ wurden, wie sich wiederholt zeigen sollte, auch die Reformirten gerechnet. Zwei Gesuche um die Anstellung eines reformirten Theologieprofessors wurden 1745 und 1756 von der Stiftung einer reformirten Fürstin

schroff zurückgewiesen. Das Element, dem gerade Erlangen nach der Aufhebung des Edictes von Nantes wesentlich seine Erhebung aus halb flawischer Verkommenheit verdankt hatte, sollte nach wie vor in der Markgraffschaft nur tolerirt sein. Die Toleranz der neuen Hochschule beanspruchte für das starre Lutherthum wie in den Tagen der ersten Kämpfe zwischen Thomasius und den Leipziger Orthodoxen die Herrschaft.

Nichtsdestoweniger sollte der Triumph des neuen Zion über die Absichten der Stifter kein vollständiger sein. Am Schlusse seiner Einweihungspredigt hatte Ellrod sich auch an die Studentenschaft gewendet. „Lasset“ — rief er aus — „den guten Geruch Eures Fleißes, Eurer Sittsamkeit, Eurer Mäßigkeit sich auch in die entfernten Länder ausbreiten; so wird unsere hohe Schule sein wie eine ausgeschüttete Salbe“. Nicht ohne Bewunderung lieft man, daß dieser Mann dazu ausersehen wurde, das theologische Lehramt mit einer Professur der Poesie und Beredsamkeit zu verbinden. Auch Huth scheint sich den Ruf eines feurigen Redners hauptsächlich dadurch erworben zu haben, daß er in der Weise des 1648 zu Grabe getragenen Streitjahrhunderts auf Kanzel und Katheder mit großer Festigkeit gegen die babylonische Hure zu Felde zog, obwohl er sich in der Ankündigung seiner homiletischen Seminarübungen feierlich „a barbarie et ventositate saeculi“ lösfagte. Die Pforten des Tempels des Geschmacks dürften

sich kaum einem der bei Lebzeiten Wilhelmine's angestellten Erlanger Professoren erschlossen haben. Lust und Licht haben erst im Gefolge der französischen Revolution in Franken Einzug gehalten. Aber die Vorboten einer neuen Zeit haben auch hier nicht ganz gefehlt. Ich vermag nicht genauer zu sagen, wie sich seit 1743 das Verhältniß des Lutherthums zum Pietismus im Bayreuthischen gestaltete. So viel ist sicher, daß auch die Orthodoxie sich dem wohlthätigen Einfluß der gelehrten Mitarbeit der anderen Facultäten auf die Dauer nicht ganz verschließen konnte, daß hier allmählich in der Erziehung des Predigernachwuchses durch Lehre und Beispiel erreicht wurde, was schon Wilhelmine's gläubiger Vater für Preußen erstrebt hatte, als er sich in einer Cabinetsordre von 1740, „die hohen oratorischen Redensarten und künstlichen, allegorischen und verblühten Worte“ verbat, „die kein thätiges Christenthum befördern und ohne Kraft sind“. Auch unter dem letzten markgräflichen Rector, Karl Alexander von Ansbach-Bayreuth, verstand es die Universität nur, zu folgen, nicht zu führen. In den theologischen Studien gingen Göttingen und Halle voran. Die Fühlung mit der Gesamtcultur der Nation war wohl looser als andertwärts. Einem der angesehensten Mitglieder der Erlanger Deutschen Gesellschaft sind noch 1786 Voß und Bürger, Herder und Wieland, Schiller und Goethe unbekannt gewesen, wenn er sie nicht geflissentlich ignorirt hat. Die preußische

Herrschaft war zu kurz und fiel in zu unruhige Zeiten, um Wandel zu schaffen. Die Mittel, das Podium und die Kräfte hat die Universität erst unter der Krone Bayern gefunden, aber der geistige Impuls der Stifter hatte sie doch immerhin bis zu ihrer Verwandlung in eine königliche am Leben erhalten.

Erwägt man diese Wirkung in die Ferne, so wird man vermuthen dürfen, daß jenem Disputationstage kein näherer Verkehr zwischen der Markgräfin und ihren Professoren gefolgt ist, obwohl sie öfter und längere Zeit im Erlanger Schloß residirt hat. Für die Fortdauer ihres Antheils spricht lediglich die systematische Vermehrung ihrer Bibliothek in den fünfzehn Jahren zwischen Vermächtniß und Tod der Stifterin. Den Rückgang der Universität erlebte sie noch, ohne ihn aufhalten zu können. Der Weggang Superville's bedeutete auch für sie eine Lücke, die nicht mehr ausgefüllt worden ist. Die Ursache seines Sturzes gehört im Uebrigen zu den unlösbaren Räthselfragen ihres Lebens. Als er 1776 starb, befand sich die in der Braunschweiger Ausgabe veröffentlichte Originalhandschrift der Memoiren Wilhelmine's mit zahlreichen orthographischen und stilistischen Correc-turen seiner Hand in seinem Nachlaß. Wie sie in seinen Besitz gelangt ist, muß dahingestellt bleiben. Die Behauptung des späteren Besitzers, die Markgräfin habe ihrem früheren Leibarzt die Memoiren vermacht, klingt wenig wahrscheinlich, weil die

Charakteristik Superville's in den Memoiren auch seiner Schwächen, seines Dünkels und seiner Streberei gedenkt. Auffallend ist es, daß seine Entlassung zeitlich fast mit der definitiven Abreise der Gräfin Burghaus zusammenfällt. Als Wilhelmine im December 1747 den Prinzen von Preußen von ihrem Zertwürfniß mit der Nebenbuhlerin unterrichtete, bat sie ihn, seine Antwort an Superville zu schicken, weil sie offenbar fürchtete, daß man die an sie gerichteten Briefe erbreche und der Feindin verrathe. Der Arzt wird natürlich mehr gewußt haben, als Wilhelmine sich selbst gestehen wollte. Es ist nicht mehr als eine Hypothese, aber doch eine nicht allzu gewagte, daß Superville schließlich als Arzt aufgetreten ist, daß er dem Markgrafen auf die Gefahr seiner Ungnade die lebensgefährlichen Folgen der durch seine Liebshaft hervorgerufenen nervösen Ueberreizung Wilhelmine's vorgestellt hat. Sein Eintritt in braunschweigische Dienste läßt vermuthen, daß der wegen seines Freimuthes in Bayreuth unmöglich gewordene Leibmedicus durch Wilhelmine an ihre jüngere Schwester Charlotte von Braunschweig warm empfohlen worden ist. Diese wird es vielleicht auch gewesen sein, die Superville die Memoiren nur zur Lectüre oder zur Druckfertigmachung überließ. Dem Sprudelkopfe Charlotte's wäre das jedenfalls eher zuzutrauen als der Markgräfin, die jene Charakteristik unmöglich ganz vergessen haben konnte.

## VII.

### Verhältniss zur Kunst.

---

Die Einreihung der Superville'schen Episode in die Bayreuther Finanzgeschichte muß dem künftigen Erforscher der Wirthschaftspolitik der fränkischen Kreisstände vorbehalten bleiben. Der wirthschaftliche Vorsprung des städtischen Territorium vor dem fürstlichen gibt sich auch darin zu erkennen, daß Nürnberg seine Hochschule früher und länger gehabt hat. Ein Kleinstaat wie die Culmbach-Bayreuther Markgrafschaft konnte überhaupt erst in der Blüthezeit des fürstlichen Absolutismus in geistiger und künstlerischer Beziehung eine gewisse Rolle spielen. Die barbarisch-grotesken Anfänge fürstlichen Prunkes fielen auch hier unter die Regierungszeit eines Zeitgenossen Ludwig's XIV., des Markgrafen Christian Ernst. Sein Reiterdenkmal in Bayreuth mit den vier Flußgöttern des Fichtelgebirges und der figurenreiche Emigrantnbrunnen im Erlanger Schloßgarten können als Musterbeispiele einer unfreiwilligen Caricatur der Barocksculptur angesehen werden. Unter dem Nachfolger Christian Ernst's, Georg

Wilhelm, dem Schöpfer der Eremitage und Erbauer des Erlanger Schlosses, hielt auch die italienische Oper ihren Einzug in die Markgrafschaft. Die nothgedrungene Sparsamkeit des Schwiegervaters Wilhelmine's war ebenso vorübergehend wie die Verbannung der Künste und Wissenschaften aus den preußischen Landen unter Friedrich Wilhelm I. Was der Berliner Spartanerkönig voraus gesehen hatte, geschah auch in Bayreuth. An den Roheiten der deutschen Schaubühne konnte um das Jahr 1740 ein geläuterter Geschmack keinen Gefallen finden. Wie sein Schwager gab Markgraf Friedrich der französischen Komödie und der italienischen Oper den Vorzug.

Bedenkt man, daß das Nürnberger Stadttheater heute zugleich auf Vorstellungen in Bamberg, Erlangen und Fürth angewiesen ist, erwägt man ferner, daß in den beiden Hoftheatern in Bayreuth und Erlangen kein Eintrittsgeld erhoben wurde, so ergibt sich auch ohne Kassenbelege eine übermäßige Belastung des markgräflichen Aeras. Im Uebrigen hat man sich von dem Bayreuther Luxus bis auf den heutigen Tag wohl meist übertriebene Vorstellungen gemacht. Die Oper jener Zeit erforderte nur ganz wenige Solisten. Das Orchester war nicht stärker als 27 Mann, kleiner noch als das Mozart-Orchester, dessen intime Wirkung man heute durch die Münchener Aufführungen wieder schätzen gelernt hat. Wenn das Textbuch des 1741 in Erlangen aufgeführten Musikdramas „Alexander in



Indien“ auf eine pompöse Ausstattung, große Aufzüge und prächtige Decorationen schließen läßt, so belehrt uns schon die Kleinheit der Bühne, daß dem Luxus hier unüberschreitbare Grenzen gezogen waren. Erst mit dem 1745 angefangenen Bau des Bayreuther Opernhauses nach den Entwürfen St. Pierres und Giuseppe Galli Bibiena's nahm das marktgräfliche Theaterwesen etwas größere Verhältnisse an. In nicht allzu häufigen Auführungen, an den Geburtstagen der Hoheiten, bei fürstlichen Besuchen und in der Carnevalszeit, wetteiferte man im Kleinen mit den Vorbildern in Berlin und Dresden. Wir müßten die Gehälter der Decorationsmaler, Sängerinnen und Sopranisten durchweg kennen, um einen in Zahlen ausdrückbaren Vergleich zwischen Bayreuth und Berlin anstellen zu können. Decorateure wie Bellavita, Sängerinnen wie die Atrua, Sopranisten wie Porporino, Tänzerinnen wie die schöne Barberina, Hofcomponisten wie Graun und Haffe waren in Bayreuth wohl unerschwinglich. Am Berliner Hofe fand man auch jetzt noch, daß das Bayreuther Wesen nach Provinz schmecke. Für verdöhlte Augen und Ohren nicht allzu üppig, war der Aufwand für das kleine Land doch ein unverhältnißmäßiger. So patriarchalisch sich auch der Absolutismus Markgraf Friedrich's geben mochte, Hof blieb Hof, und ein Landesfürst kostete mehr als heute ein Regierungspräsident.

Keine Culturgeschichte des achtzehnten Jahr-

hundreds wird an der fränkischen Residenz vorüber gehen können. Das Capitel „fürstliches Leben“ wäre unvollständig, wenn Bayreuth darin fehlte. Ein besonderes Capitel über die markgräfliche Hauptstadt darf lediglich wegen der Persönlichkeit Wilhelmine's ein allgemeines Interesse beanspruchen. Wie Friedrich der Große hat auch sie die Mode, schöpferisch und führend, mitgemacht und selbst dem Vergnügen einen geistigen Gehalt abzugewinnen gesucht. Es war nicht ganz ihr Ernst, wenn sie 1746 in einem Briefe an den Bruder unter Hinweis auf Graun und Haffe meinte, es scheine, daß die Künste und der Geschmack nach Deutschland übersiedeln wollten. Im Grunde theilte sie doch die Meinung Friedrich's, daß die deutsche Barbarei kaum überwunden sei, die deutsche Cultur noch in den Windeln liege. Friedrich's Erinnerung an den Vorsprung der Franzosen sagte ihr nichts Neues, aber sie über sah noch weit größerer war. Die künstlerische Erschöpfung Italiens hielt sie nicht ab, vorwiegend dem Erbauer des Sonnentempels, Gontard, dem Hofarchitekten und Gartenkünstler Saint-Pierre und einem französischen Bibliothekar begegnen uns der Porträtist Francesco Pavona, Componisten wie der kurbayerische Hofcapellmeister Bernasconi, zwei Glieder der Bologneser Künstlerfamilie Bibiena, die Stukkatoren Albini, Andrioli, Bossi, Dabini, Petrozzi und der Deutschitaliener Raphael Mengs.

Das Bayreuther Opernpersonal bestand bis auf die Balletmeister mit zwei deutschen Ausnahmen nur aus Italienern, während die Berliner Textbücher auch französische Namen enthalten. Zwei Hofpoeten, Giovanni Andrea Galletti und Luigi Stampiglia, bewiesen hier wie in Berlin Tagliozucchi als Textdichter, daß Italien noch immer die Heimath gefälliger künstlerischer Improvisation war. Wenn Wilhelmine's Partitur zu Galletti's 1740 aufgeführter „tragedia“ „Argenor“ erhalten wäre oder sich irgendwo fände, würde man sie wahrscheinlich auch als Componistin italienischen Vorbildern folgen sehen. In der Vorrede ihres von Bernasconi componirten Libretto zu „L' huomo“ (1754) sagt sie selbst, daß ihre Allegorie unter den italienischen Gattungsbegriff „festa teatrale“ falle.

Noch ist es nicht möglich, Wilhelmine's Thätigkeit auf diesem Felde ganz zu übersehen. Friedrich's Umwandlung der „Merope“ Voltaire's in einen Operntext ist bekannt. Wie die Markgräfin die „Semiramis“ Voltaire's bearbeitet hat, vermag ich nicht zu sagen, da ihr Libretto verschollen ist. Die Texte zu „L' huomo“ und zu dem „Drama per musica“ „Amalthea“ (1756) sind von ihr in französischer Prosa völlig ausgeführt und dann von Stampiglia in flüssige italienische Verse umgegossen worden. Das Merkwürdigste an ihnen sind wohl die Vorreden der fürstlichen Verfasserin. Der frostigen Allegorie ihres „L' huomo“ liegt eine an „Die Zauberflöte“ von Weitem erinnernde

Handlung zu Grunde. Licht und Finsterniß, Vernunft und Leidenschaft streiten sich mit ihrem Besolge von guten und bösen Genien singend und tanzend um ein Menschenpaar. Wie billig triumphirt die Vernunft, aber die Verfasserin verhehlt am Schlusse der Vorrede nicht ihre Besürchtung, „daß dieser Bühnentriumph in Wirklichkeit niemals stattfinden werde“. Eine glücklichere Hand zeigt Wilhelmine als Dichterin in der frei erfundenen Handlung ihrer „Amalthea“. Der Usurpator von Carthago, Similtar, entdeckt in dem siegreichen Feldherrn Polidamas einen verschollenen Sohn seiner Gattin Amalthea aus ihrer ersten Ehe mit Similtar's ermordetem Vorgänger. Der Sohn Similtar's und Amalthea's, Massiva, haßt in Polidamas den glücklichen Bewerber um die ihm verweigerte Hand der Prinzessin Jamis. Similtar selbst fürchtet in ihm den Rächer seines Vaters. Schon werden Amalthea und Polidamas zum Tode geführt, als der Erzieher des Polidamas, Polemon, an der Spitze der gegen den Tyrannen verschworenen Carthager erscheint. Similtar fällt unter ihren Streichen. Massiva zieht den Tod von eigener Hand einem ihm von seinem Stiefbruder geschenkten Leben vor. Die Verfasserin dieses Libretto glaubt sich freier bewegen zu können, wenn sie lieber einen erfundenen als einen historischen Vorgang auf die Bühne bringt. Da die menschlichen Leidenschaften ohnedies immer dieselben bleiben, fürchtet sie die Gleichförmigkeit der noch nicht bearbeiteten historischen Stoffe. Ihr Stoff scheint

Fesler, Wahrenther Schwester.

ihr den Vorzug zu besitzen, daß er die Phantasie durch seine Reueheit beschäftige, indem sie der von verschiedenen Meistern herrührenden, offenbar zusammengesetzten Musik die zweite Aufgabe der Oper zuweist, zum Herzen zu sprechen.

Voltaire fühlte sich durch die meisten deutschen Fürstenhöfe an das Zeitalter der Turniere erinnert. Er verglich sie mit alten Schlössern, wo man sich zu amüsiren suche. Schöne Edeldamen und Pagen, Jongleure, italienische Oper und französische Komödie, sowie eine hübsche, von ihrer Besitzerin fleißig benutzte Bibliothek erwarteten nach seiner beredten Schilderung den Marquis d'Abhémar in Bayreuth. Es soll nicht bestritten werden, daß Wilhelmine bei festerer Gesundheit so vergnügungsfüchtig wie nur irgend eine romantische Turnierkönigin gewesen wäre, wenn auch nie in geistloser Weise. In Wahrheit haben häufige Krankheiten und immertwährende Kränklichkeit sie das Leben niemals in vollen Zügen genießen lassen. Auch an gesünderen Tagen war sie den Anstrengungen des Hoflebens nicht gewachsen. Wären Hofberichte erhalten, so würde sich das Tag für Tag nachweisen lassen. An der Hand einer ausführlichen officiösen Beschreibung der Hochzeit ihrer Tochter können wir constatiren, daß sie nicht im Stande war, an allen Feierlichkeiten Theil zu nehmen, und mehrfach das Zimmer hüten mußte. Vor ihrem letzten Berliner Besuche wurde zwischen den Geschwistern ausgemacht, daß sie sich thunlichst ohne höfischen Zwang und

geräuschvolle Feste unter vier Augen genießen wollten. Auf ihrer italienischen Reise schob das Incognito ceremoniellen Empfängen nach Möglichkeit einen Kiegel vor. Die Neuequipirung des Bayreuther Hofstaates vor der württembergischen Hochzeit beweist weniger Verschwendung als die Nothwendigkeit einer Auffrischung. Wenn den Herrschaften auf ihrer Reise über die Alpen ein größerer Troß folgte, darf man nicht vergessen, daß man damals im eigenen Wagen, mit eigenen Pferden und eigenem Küchenpersonale reiste, wie heute nur ein Feldherr in Feindesland. Das Hôtel „Schwarzwald“ in Colmar, wo Voltaire 1754 die Markgräfin aufsuchte, nennt der Dichter eine Spelunte. Die Königin-Mutter und die meisten ihrer Schwestern waren mit größerem Glanze umgeben als Wilhelmine. Sie selbst aber hat auch darin sich als echte Schwester des philosophischen Königs erwiesen, daß sie das Entbehrliche nöthigenfalls zu entbehren wußte. Ihr erster Brief, einen Tag nach dem Brande des Bayreuther Schlosses, vom 27. Januar 1753, hat etwas Heroisches. Als das Feuer mit rasender Eile um sich griff, lag sie krank zu Bett. Ueber die brennenden Ballen hinweg trug man sie ins Freie. Sie weiß noch nicht, was gerettet, was verloren ist. Obdachlos wie eine Bettlerin im Hause des guten Montperny untergebracht, kann sie vorläufig nur ihr Bündlein, ihren Schmuck und einige Bücher ihr eigen nennen. Aber sie tröstet sich, daß man auch in ihrer

traurigen Lage so zufrieden lebert kann wie im Ueberfluß. „Meine Bibliothek macht mir die größte Pein. Ich werde mich dem Müßiggang ergeben müssen; ich werde des einzigen Umgangs, den ich hatte, beraubt sein“. Wie glücklich ist sie, dem Bruder einige Wochen später mittheilen zu können, daß ihre sämmtlichen Bücher und Musikalien wunderbarer Weise gerettet worden sind; wie freut sie sich, daß sie nur Luxusgegenstände verloren hat! „Ich sah diese nur eine Minute des Tages und genoß jene“. Obwohl ihr der Untergang eines großen Theiles der Theatergarderobe empfindlicher ist als der Verlust ihrer Nippsachen, findet sie doch auch dafür ein graciöses Schlagwort: „Meine Theatertruppen werden in Zukunft martialischer aussehen; sie gleichen bis jetzt der Armee des Darius, sie werden von nun an mehr Aehnlichkeit mit den Soldaten Alexander's haben“. Es kommt nur darauf an, wie man die Dinge nimmt. „Deine Freundschaft bleibt mir,“ schließt sie ihre Epistel an Friedrich, „so bin ich reicher als ein Krösus“.

Oben dieser Bruder aber hatte längst über die kostspieligen Passionen Wilhelmine's billiger denken gelernt. Inter arma, zur Zeit ihrer gespannten Beziehungen, wünschte er ihr das eine Mal (1743) ein kleines Peru zur Bestreitung ihrer brillanten Vergnügungen, das andere Mal, kurz nach der Hochzeit der Marwitz, noch boshafter viel Gesundheit für ihre ewige Keiserei. Aber schon 1746, zur Zeit der Präliminarien, kam er auf diesen

Artikel ihres Sündenregisters nicht mehr jurück.  
 Man sieht, daß ihre Vertheidigung Eindruck auf  
 ihn gemacht hatte. Nachdrücklich betonte er, daß  
 ihr Jeder Zerstreung und geistreichen Umgang  
 gönne. Das Wiedersehen 1747 und die völlige  
 Ausöhnung im folgenden Jahre thaten das Ihrige,  
 ihn über die Unzuverlässigkeit der nach Berlin  
 gedungenen Gerüchte aufzuklären. Zu einer Vor-  
 lesung über gute Oekonomie und Menage mochte  
 es wohl zu spät sein. Dafür spielte jetzt Friedrich  
 in Wirklichkeit die Rolle des guten Onkels in der  
 ostindischen Compagnie. Das gelehriger gewordene  
 markgräfliche Paar überließ dem König die Ver-  
 mittlung und den Abschluß eines Subsidentractates  
 mit Frankreich. Die Genugthuung, den fränkischen  
 Schwager endlich ins Schlepptau seiner Politik  
 genommen zu haben, kam dabei für Friedrich erst  
 in zweiter Linie. Für die Verpflichtung des  
 Bayreuthers, auf den Reichs- und Kreistagen nicht  
 gegen Preußen und Frankreich zu votiren, würde  
 er sich schwerlich so viel Mühe gegeben haben,  
 Frankreich für den Vertrag zu gewinnen. Auf  
 die militärischen Leistungen der Markgrafschaft  
 aber leistete er ausdrücklich Verzicht. Für die  
 nächsten zwei Jahre, schrieb er der Schwester im  
 November 1751, glaube er ihr die Fortdauer des  
 europäischen Friedens garantiren zu können. So  
 lange also dürfe der Markgraf die 45 000 Thaler  
 jährlicher Hülfsgelder für sein Truppencontingent  
 getrost in die Tasche stecken. Auch nach dem Schloß-



brande hat er nicht geradezu zur Sparsamkeit ermahnt, sondern sich darauf beschränkt, dem in Geldsachen unmlündigen Paare anzuempfehlen, gute Voranschläge vor Beginn des Neubaues machen zu lassen und die Oberbaudirection redlichen Leuten zu übertragen. Ohne jedes Bedenken ertheilte er auf die Bitte Wilhelmine's seine Einwilligung zu einer Bauleihe. Noch bei seinem letzten Besuche in der Eremitage, im Juli 1754, überzeugte er sich mit eigenen Augen, daß der Ansbacher Schwager dem Bankerott näher stand als der Bayreuther, obwohl in der Markgrafschaft Ansbach nicht das Mindeste für Kunst und Wissenschaft geschah.

---

## VIII.

### Der Geschwisterbund im letzten Jahrzehnt Wilhelmine's.

Man wird Friedrich's immer größer werdende Unzufriedenheit mit Markgraf Karl von Ansbach und seinem zu Oesterreich hinneigenden, intriganten Minister Seckendorff nicht ganz übersehen dürfen, um seine sich immer gleichbleibende Freundlichkeit gegen die Bayreuther im letzten Lebensjahrzehnt Wilhelmine's zu verstehen. Politik ist immer eigennützig. Sein Entgegenkommen und die Folgsamkeit der durch Schaden Klug Gewordenen waren nicht frei von Berechnung. Bis in die gemeinsamen Leiden und Gefahren des siebenjährigen Krieges kann man das so zu sagen acutenmäßig verfolgen. Wenn die Mutterliebe jeder Gemischnen Analyse spottete, werden sich Freundschaft und Selbstsucht in diesem Falle unschwer scheiden lassen. So scharf aber auch die Prüfung angestellt werden mag, das Schlußurtheil wird allemal feststellen, daß Friedrich mit Recht von einer „amitié à toute épreuve“ reden konnte. Man hatte sich beiderseits neu und besser kennen gelernt, und man hatte sich

viel zu vergeben. Auf dieser Basis ruhte die Freundschaft der Geschwister so sicher und fest wie ein Tempel auf dem erkalteten Bluthstrom der Lava. Denn es entspricht nicht den Thatfachen, wenn von den Darstellern dieses Geschwisterbundes nur die Versöhnlichkeit Friedrich's betont worden ist. Auch Wilhelmine hätte mindestens eine Ursache zu unversöhnlichem Groll gegen den Bruder gehabt, insofern er verantwortlich war für die unselige Ehe ihres einzigen Kindes.

Carlyle hat Wilhelmine's Tochter Elisabeth Friederike einen warmherzigen Biographen gewünscht. Menschliche Antheilnahme verdient ihr Schicksal gewiß. Für den Historiker ist sie vorläufig noch ein Schatten, der entflieht, wenn wir ihn zu greifen wäghen. Ein Bayreuther Dilettant hat seine über sie und ihre Eltern gesammelten Notizen durch seine Kritiklosigkeit derart verdorben, daß es schwer ist, zwischen der Tradition lokalen Klatsches, wirklicher Ueberlieferung und seinen eigenen Zuthaten zu scheiden. Der briefliche Nachlaß Friederike's von Württemberg ist vielleicht in alle Winde zerstreut, vielleicht verloren. Die einzige ergiebigere Quelle, der Briefwechsel ihrer Mutter mit Friedrich II., enthält begreiflicher Weise nichts über ihre Persönlichkeit. Wir wissen, daß ihre Schönheit gerühmt wurde. Als sie 1773 den alten Voltaire auf seinem Patriarchensitze in Ferney besuchte, frappirte ihn ihre Aehnlichkeit mit ihrer Mutter. Auch das steht wohl fest, daß

Wilhelmine der Tochter außer ihren Augen einen Schatz von Liebe vermacht hat. Die Thränen beim Abschiede von Voltaire haben wohl weniger dem Freunde ihrer Mutter als dieser Mutter selbst, deren erste Jahre die Flamme des alten Markgrafen, Flora von Sonsfeld, deren religiöse Entwicklung, gewiß nicht zur Erbauung der Mutter, der uns schon vorgestellte eifrige Lutheraner General-superintendent Ellrod geleitet hat. Wirklich greifbar ist für den Historiker nur der Parallelismus der Schicksale Wilhelmine's und Friederike's, vor Allem das Eheleib der Gemahlin Karl Eugen's selbst.

Das aber war vorauszu sehen und ist von dem Stifter dieser Ehe deutlich genug vorausgesehen worden. Als Friedrich am 5. Februar 1744 für Karl Eugen von Württemberg seinen vielbewunderten Fürstenspiegel niederschrieb, hatte er ihm gerathen, seine Jugend mit Maß und Ziel auszu toben zu lassen, ehe er an's Heirathen denke. Nicht ganz drei Wochen später fand in Bayreuth die von Friedrich vorlängsteingesädelte Verlobung statt. Der vorzeitig aus politischen Gründen der preußischen Vormundschaft Entlassene wurde der Bräutigam eines Kindes. Im September 1748 führte der junge Herzog die kaum sechzehnjährige Erbprin-jessin heim. Nur zu bald zeigte es sich, wie richtig ihn sein ehemaliger Vormund beurtheilt hatte. Schon im „miroir des princes“ hatte der königliche Menschenkenner keine Poloniuslehren er-

theilen wollen. So abstract seine Sätze sich ausnahmen, bezogen sie sich doch alle auf den gegebenen Fall. Der Schwester gegenüber machte Friedrich mit dem Cynismus des Menschenlenkers gar kein Hehl aus seiner Ueberzeugung, daß in Karl Eugen nichts von dem Holze sei, aus dem man Ehemänner schnitzte. Ja, er gestand jetzt, daß er von Anfang an nicht zu viel von seinem Charakter gehalten habe. In Anbetracht seiner aufgeregten und aufregenden Mutter, die auch den vernünftigsten Menschen närrisch machen könne, ein ganz passabler Prinz, sei er zu früh sein eigener Herr geworden. Als ob es sich dabei nicht um ihre eigene Tochter handle, mußte sich Wilhelmine 1747 das Einverständniß Friedrich's mit dem Aufschub der Hochzeit mit der tröstlichen Bemerkung würzen lassen, daß der Württemberger vielleicht inzwischen sein Pulver auf Späßen verschieße und sein erstes Feuer verliere.

So kam es denn nur, wie es nach diesen Prämissen kommen mußte. In Friederike stritten sich Neigung und Eifersucht, bis der Widerwille gegen den unverbesserlichen Gatten die Oberhand behielt. Aus der wiederholten Flucht zu den Eltern wurde, allerdings erst nach dem Tode Wilhelmine's, eine dauernde Trennung von dem Herzog. Wie Karl Eugen den Zug zum Tyrannen hatte, der dem Markgrafen Friedrich völlig abging, bewies Friederike durch die That, daß sie sich aus dem Gerde der Welt nichts machte. Die tiefe Inner-

lichkeit der Mutter wird sie wohl nicht geerbt haben, aber auch nicht ihre krankhafte Scheu vor gewaltsamen Entschlüssen. Ohne von ihrem Gemahl geschieden zu sein, lebte sie, nach dem Tode der Eltern der letzten Stütze beraubt, in Neustadt der Aisch und auf der Fantaisie bei Bayreuth. Als letzter Sproß der Culmbach-Bayreuther Linie ist sie fast in dem nämlichen Alter wie ihre Mutter 1780 gestorben.

Ihr Oheim und Pathe aber hat dieser Entwicklung allezeit mit einer bei dem zärtlichsten Bruder doppelt befremdlichen Kälte gegenüber gestanden. Als sich Wilhelmine schon ein Jahr nach der Hochzeit Friederike's besorgt zeigte, daß man ihre Tochter in Stuttgart zum Uebertritt zum Katholicismus nöthigen werde, antwortete ihr Bruder Antimachiavell, als ob Machiavelli ihm die Feder zu einem politischen Gutachten führe. Zu einem Machtwort im Nothfalle war er wohl bereit, aber er spottete auch über „Messieurs les luthériens du Wurtemberg“, die überall die babylonische Sûre zu sehen glaubten und darüber in Zuckungen gerieten. Wenn Wurtemberg ein katholisches Land wäre, meinte er, sei an dem Religionswechsel nichts gelegen. „Da aber das Land protestantisch ist, wird unsere Richte angebetet, solange sie dem Bekenntniß ihrer Unterthanen angehört“. Nicht die Bekenntnistreue, auch nicht das Moment, das ihn selbst den Protestantismus dem Katholicismus vorziehen ließ, sondern lediglich die Nützlichkeit

eines guten Verhältnisses seiner Richte zu den eifrigsten Lutheranern Deutschlands für den Fall ihrer Entzweiung mit dem Herzog wurde damals von ihm in Erwägung gezogen. Und als nun die Voraussage der Entzweiung eingetroffen war, wußte er 1754 der bekümmerten Mutter keinen besseren Rath als Ergebung in das Unabänderliche zu ertheilen. Die Eifersucht Friederike's führe zu nichts. Wenn die gegenwärtige Leidenschaft des Herzogs verraucht sei, werde eine andere folgen, und so cum gratia ad infinitum. Friederike solle sich mit der Freundschaft und dem Vertrauen Karl Eugen's begnügen. „Sie haben sich“ — fuhr er fort — „zu früh geheirathet. Der Herzog war in sie verliebt wie ein eifersüchtiger Liebhaber, nicht wie ein Ehemann. So ist er sein Feuer mit einem Male los geworden. Daher die Folgen des Genusses: Sättigung, Ekel“. Mit welchen Empfindungen, fragt man sich, mag die Schwester diese psychologisch unansehbare Erklärung des Unglücks ihrer Tochter gelesen haben! Der Kenner Friedrich's erkennt auch darin die grausame Objectivität des Geschichtschreibers seiner eigenen Thaten. Die Schwester wird schwerlich den Gedanken unterdrückt haben, daß diese Objectivität dem Ehestifter seltsam zu Gesicht stehe, daß sie die übermenschliche Objectivität des dämonischen Politikers sei.

Wie anders erscheinen Rath und That des Königs in verwandten Fällen, wenn statt der Richte die eigene Schwester in Frage kommt! Das Gerücht,

Wilhelmine und ihr Gemahl seien in Avignon zum Katholicismus übergetreten, war ihm so widerrwärtig wie dem markgräflichen Paare. Wer es aufgebracht haben mochte, der ansbachische Minister von Sedendorff oder „Messieurs les luthériens de Bayreuth“, dem Könige war er verhaßt wie der schlimmste seiner Feinde. Ehe noch die markgräfliche Regierung Schritte thun konnte, hat er auf dem Regensburger Reichstage, im Haag, in Dresden und London durch seine Gesandten die Fama gleichsam auf ihrer europäischen Reise aufhalten lassen. Und andererseits, wie zartfühlend ist seine brüderliche Erinnerung, daß die hohen Reisenden jenes Welschland aufsuchen, wo die Frauen so schön und gefällig sind. Er hat einmal in einem Buche gelesen, daß Jemand mit Namen „sentiment“ sich in einen Schmetterling verliebte und durch seine Flatterhaftigkeit eifersüchtig wurde, bis die Fee Moral der Empfindsamen den guten Rath gab, sich des lieben Schmetterlings zu erfreuen, wenn er zu ihr zurückkehre, und sich daran zu gewöhnen, daß er sie oft verlasse. Es würde keinen ironischen Beigeschmack gehabt haben, wenn er sich auch in dieser letzten und schönsten Phase ihrer Freundschaft den Commissionär der Frau Markgräfin genannt hätte. Ihr selbst hat er nach Kräften die Wege geebnet und mit Rosen bestreut.

So gewinnt denn auch die italienische Reise Wilhelmine's durch die Antheilnahme des Bruders eine über die übliche fürstliche Romfahrt weit



hinaus greifende Bedeutung. Wenn sie auch für Bayreuth nicht das sein konnte, was die italienische Reise Goethe's und der Herzogin Anna Amalie für Weimar wurde, so lag das nicht an Wilhelmine und ihrem bei den bildenden Künsten nicht ohne Ausdauer verweilenden Schmetterling. Die achtungswerthen Anfänge eines Kunstlebens in der fränkischen Residenz mußten bei dem frühen Aussterben des culmbachischen Mannesstammes fortsetzungslose Anfänge bleiben. Die der Aufklärung geweihte Universität wurde nacheinander von Ansbach, Preußen und Bayern übernommen. Von der 1755 ins Leben gerufenen Bayreuther Kunstakademie wissen wir nicht mehr, als daß gute Stecher wie Bartolomeo Folino ihr angehört haben, und die jüngste französische Bekanntschaft des markgräflichen Paares, Ludwig Alexander von Mirabeau, ein Oheim der Revolutionstribunen, ihr erster Director gewesen ist. Dürftige, zur Vervollständigung dieser Skizze immerhin unentbehrliche Notizen, insofern sie den italienischen Wandertagen Wilhelmine's den Stempel einer Bildungsreise ausdrücken. Wie die Stiftung der Erlanger Fridericiana der englisch-französischen Aufklärung in Franken eine Heimstätte bereiten sollte, war die Bayreuther Akademie dazu bestimmt, das Mutterland aller Hofkunst, Italien, zu einem Factor der Kulturentwicklung der ganzen Markgrafschaft zu machen. Edle, gemeinnützige Zwecke, an denen man trotz mangelnder Continuität nicht vorbeigehen sollte, die aber doch

ihre Weihe erst durch die persönlichen Momente erhalten.

Denn wie ein letzter Sonnenstrahl hat das, was der Deutsche mit dem Worte „Italien“ zusammenfaßt, in das Leben und Leiden **Wilhelmine's** hinein geleuchtet. Weder ihr Reisetagebuch, das sich auf Notirung des Gesehenen beschränkt, noch ihre Briefe an Friedrich aus dieser Zeit sind bis jetzt veröffentlicht. Wir besitzen nur so zu sagen den Reflex in den Antworten des Bruders, aber so stark und intensiv ist dieser Reflex, daß er auch das noch Verborgene für uns an das Licht zieht. Was dem preußischen Kronprinzen verwehrt, dem an das Staatsruder Geschmiedeten nicht mehr möglich war, was die junge Markgräfin 1754—55 in vertagen mußte, ging ihr endlich empfindet sie Erfüllung. Schon in Südfrankreich in der Römerzeit den Reiz des Contrastes. Die Reste der Römerzeit in Nîmes werden nicht minder studirt wie die Sünden des ancien régime. Dort wahre Größe, hier Corruption und eine nichts Gutes weisagende Plutokratie. Sie meint dann wohl, den Franzosen könne nur ein Friedrich helfen, während der Bruder das einzige Heilmittel in einer von oben geleiteten, vernünftigen Demokratisirung der französischen Geseßschaft erblickt. Mit Vergnügen sieht man diese beiden Schüler der Aufklärung angeichts des Auslandes ihre Selbständigkeit wahren. Bei Friedrich äußert sich das auch in einer Art von Oppositionsstimmung, mit der er Wilhelmine in

Gedanken von Marseille nach Genua und Florenz begleitet. Italien wird von ihm einer alten Coquette mit Resten ehemaliger Schönheit verglichen. Der Kennerin der Geschichte hält er eine kleine geschichtsphilosophische Vorlesung über die Ursachen des Verfalls der italienischen Nation, nicht ohne an den Fuchs zu erinnern, dem die Trauben angeblich zu sauer sind. Selbst Florenz, wo Wilhelmine, wie alle hohen Reisenden, in Sonetten gefeiert wird, bringt seine Opposition noch nicht ganz zum Schweigen. Das Andichten mit geöffneter Hand ist nicht danach angethan, ihm zu imponiren. Wilhelmine's Bekanntschaft mit der jenseits der Alpen auch damals weniger bekannten toscanischen Lyrik, den Carnevalsliedern Lorenzo's von Medici und anderer Cinquecentisten entlockt ihm nur die halb ironische Bemerkung, daß es noch lange dauern dürfte, bis wir groben deutschen Bauern so schöne Verse wie die Florentiner schmieden könnten. Erst vor Wilhelmine's römischen Briefen streckt er die Waffen. Da bricht mit einem Male die urteutonische Sehnsucht nach dem Hesperidenlande durch, und unumwunden gesteht er jetzt zu, daß er mit Vergnügen eine Rippe opfern wolle, wenn er sich ebenfalls auf der Via Appia herum rumpeln lassen könne. Seine Meinung von der Nation in ihrer tiefsten Verfallszeit ist im Allgemeinen noch nicht besser geworden trotz Algarotti und Barberina, aber er fühlt doch, was Wilhelmine über die Alpen mit herüber nimmt, und was er selbst nur

ahnen kann, wenn sein Blick von seinem Arbeitsseffel in Sansjoui nach dem betenden Knaben auf der Terrasse hinüber schweift.

Und dann noch ein Nachtlang. Als Friedrich bei Chotusitz und Soor „ihre Oesterreicher“ schlug, war Wilhelmine ihm das Echo schuldig geblieben. Auch Italien hat ihr keine Erleichterung ihrer Leiden gebracht. Bald fühlt sie sich kränker als je. Aber ihr Herz ist genesen und freut sich des königlichen Helden, der noch zu schmerzhaften Heldengebichten die Zeit findet. So beantwortet sie denn sein „Balladion“ mit einer am Grabe Virgil's gepflückten Lorbeerkrone. Der Schatten des Dichters hat ihr selbst die Ermächtigung dazu ertheilt. Eine Flammenschrift an seinem Grabmale hatte darauf angezeigt, daß kein Sterblicher nach Friedrich diesen Lorbeer verdienen werde. So sehr der Held sonst an Heldenverehrung, „der Schüler des Apollo und Mars“ an Weihrauchwolken gewöhnt ist, so schwindelt ihm doch ein wenig bei dieser schwesterlichen Huldigung. Der Absolutismus, selbst der Fridericianische, ist nun einmal nicht denkbar ohne Apotheose und Brandopfer. Wenn Friedrich vom Zufall der Geburt sprach, so würde er doch auch als Privatmann wie Goethe von sich gesagt haben: „Man hätte mir eine Krone aufsetzen können, und ich hätte gedacht, das verstehe sich von selbst“. Seine bescheidene Ablehnung des schwesterlichen Liebesopfers ist darum nicht weniger echt und groß. Mit einem Scherzwort über den Lorbeer, mit dem man Helden

und Schinken zu schmücken pflege, verſcheucht er ſich die Nahrung. Was bin ich denn eigentlich? fragt er ſich, um ſich „ein armes Individuum, ein Miſchmaſch von Gut und Böſe“ zu nennen. „Sehr oft mit mir unzufrieden, weit weniger verdienſtvoll als ich ſein möchte, bin ich mit den angeborenen Neigungen eines Privatmannes genöthigt, zu repräſentiren, Philoſoph aus Liebe zur Sache, Politiker aus Pflichtgefühl. So bin ich gezwungen, immer das zu ſein, was ich nicht bin, und habe kein anderes Verdienſt als die religiöſe Hingebung an meine Pflicht“.

Noch konnte er, als er, der Abſolution gewärtig, dieſe Generalbeichte niedeſchrieb, nicht vorausſehen, welche Prüfungen ſeinem Pflichtgefühl bevorſtanden. Jener Zwiegeſang von Laute und Flöte iſt der letzte Iyriſche Ruhepunkt in der geſchwifterlichen Correſpondenz vor dem Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges geweſen. Wenn unſere Darſtellung der Schickſale Wilhelmine's ſeit der Ausſöhnung von 1748 ungezwungen wieder bei dem Bunde der Geſchwifter angelangt iſt, ſo kommt ihr Biograph während ihres letzten Lebensabſchnittes dem Biographen Friedrich's nicht mehr von der Seite. Ihr ganzes Sein hat in dieſen zwei Jahren ſich excluſivlich auf ihren Bruder bezogen, und auch Friedrich iſt gerade in den drangvollſten, fürchtbarſten Zeiten des Krieges in Gedanken immerfort bei ſeinem zum Grabe wankenden „zweiten Ich“ geweſen.

Im ersten und zweiten schlesischen Kriege hatte der König nur ungern sich zu einem Bündnisse, dem französischen, verstanden. Den mitteldeutschen Kleinstaaten war in seinem politischen Programm lediglich die Rolle zugeacht, dem mittelsächsischen Kaiser einen besseren Rückhalt zu schaffen. Indem er sich selbst die vollste Actionsfreiheit vorbehielt, verübte er doch den Bettern im Reiche jede selbständige Anwendung. Er hatte von ihnen weniger Thaten als wohlwollende Thatenlosigkeit, weniger eine unmittelbare Unterstützung, als eine seines Winkes gewärtige Haltung erwartet. Seine eigene Politik war dabei viel zu unberechenbar, die Weltverhältnisse waren bis zur Wiederbefestigung der habsburgischen Monarchie viel zu verworren, als daß eine reinliche Scheidung der Reichsstände nach den vorhandenen Gegensätzen denkbar und möglich gewesen wäre. Im Sommer 1756 wurde das anders. Sobald erst Friedrich beide Füße im Steigbügel hatte, demastirten sich die Batterien seiner europäischen Gegner. Auch die Reichsstände, große und kleine, sahen sich in den continentalen Riesenkampf Preußens verwickelt, der selbst wiederum die Folge des englisch-französischen Weltkrieges war. Der deutsche Kriegsschauplatz wurde zeitweise größer, als er selbst zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges gewesen war. Fast das ganze Reich mit Ausnahme der früher vorzugsweise heimgesuchten oberrheinisch-schwäbischen Lande wurde in Mitleidenschaft gezogen.

Für die fränkischen Markgrafschaften ergab sich daraus die peinlichste Zwangslage. Vor die Wahl zwischen dem Reiche und dem Aechter Friedrich gestellt, entschied sich der von Seckendorff berathene Ansbacher Schwager Friedrich's unbedenklich für die Sache des Kaisers. Zwischen dem Reiche und den souveränen Einzelstaaten existirte eine nur von den mittel- und südwestdeutschen Kleinstaaten gefürchtete Mittelinstanz. Die Kreise mit ihrer Kreisexecutionordnung hatten für Norddeutschland mit Territorien wie Hannover, Brandenburg, Sachsen keine Bedeutung. In Franken hatte ein widerspenstiger Kreisstand, je heftiger der politische Gegensatz wurde, alle seine Mitstände, zumal die einer anderen Confession angehörigen, auf dem Halse. Dem Bayreuther Schwager Friedrich's mußte überdies bei der unmittelbaren Grenzbarschaft von Sachsen im Norden, Böhmen im Osten die Ausschließung von den Anforderungen des Reiches und Kreises noch weniger räthlich erscheinen als dem Ansbacher. Offener Anschluß an Preußen hätte den völligen Ruin seines Landes bedeutet. Als detachirter Außenposten war die Markgrafschaft für den König militärisch nicht werthlos, aber er selbst konnte auf die Dauer nach dieser Seite nichts detachiren, während Markgraf Friedrich allein viel zu schwach war, sich gegen seine Mitstände, geschweige denn größere, durch kaiserliche verstärkte Truppenansammlungen in einem Lande ohne Festung zu behaupten.

Wenn sich unter diesen Umständen der Markgraf entschloß, so lange als irgend möglich neutral zu bleiben, so durfte Wilhelmine den Bruder vor Roßbach mit Recht bitten, in seinen Briefen an sie ein wohlverdientes Wort des Dankes für ihren Gatten mit einfließen zu lassen. Vor der dem Ansbacher angedrohten Rache des Königs war er allerdings sicher. Der preußische Parteigänger Oberstleutnant Mayer erhielt 1757 den gemeinen Befehl, die Bayreuther Grenzen bei seinem Zuge durch Franken zu respectiren. In Anbetracht ihrer nächsten Nachbarschaft aber spielten die Schwester und der Schwager ein gefährliches Spiel. Die wohlwollende Neutralität Bayreuths war von vornherein heimliche Parteiergreifung für Preußen und schon aus diesem Grunde dem Könige nützlicher als offener Anschluß. Schon in den Tagen der Mobilmachung hat Wilhelmine die Zustellung der Einberufungsordre an die nach Karlsbad beurlaubten preußischen Officiere vermittelt. Die Schwester ersetzt dem König einen Spion im Reich. Die Anwesenheit eines preußischen Werbers und Kundschafers im Bayreuthischen wird von dem Markgrafen ignorirt. Durch Wilhelmine erfährt Friedrich Näheres über die Heranziehung von Truppen aus den österreichischen Niederlanden nach dem östlichen Kriegsschauplatz. Auf ihren Wink erhält der beim fränkischen Kreis einflußreiche Bayreuther Minister, Geheimerath Philipp Andreas von Gurob, eine Tabatière mit dem Porträt des Königs



und ein „gracieuses“ Begleitschreiben des Siegers von Lomowitz. Auch Kolin ist nicht im Stande, den ritterlichen Entschluß des Markgrafen ins Wanken zu bringen. Der König läßt ihm vergeblich vorstellen, er solle während des Unwetters die Segel streichen und sich nicht aus Liebe zu ihm zu Grunde richten. Und als nun trotz Roßbach und Leuthen die Kreisvölker sich für die Schmach von Roßbach als Executionstruppen im Bayreuthischen schadlos halten, und das eingeschüchterte Ministerium des Markgrafen die Stellung des Bayreuther Kreiscontingentes verspricht, beeilt sich Wilhelmine, dem Bruder mitzutheilen, daß ihre kleine Armee bei der ersten Begegnung mit preußischen Truppen capituliren und bis zum Frieden in die Reihen der preußischen Armee eintreten werde. Selbst die Anwesenheit der Reichs- und Kreisgeneralität in ihrer Residenzstadt hält sie nicht ab, mit Hülfe eines ihr von Friedrich überschiedten „Zauberbüchleins“ ihren politischen Briefwechsel mit ihm in Chiffren fortzusetzen.

Während Wilhelmine auf diese Weise ihre Dankeschuld für die Befreiung von ihrer Feindin abzutragen suchte, verpflichtete sie sich den Bruder zu ganz besonderem Danke, indem sie sich immer aufs Neue, wenn auch immer vergeblich, bemühte, eine seiner Feindinnen von ihm abzulenken. Die kurz angebundene Antwort des Königs auf die von Voltaire übermittelten Grüße der Pompadour, das geflügelte Wort: „Ich kenne sie nicht,“ hatte zu

einer sehr unerwünschten näheren Bekanntschaft mit der allmächtigen Maitresse Ludwig's XV. geführt. Maria Theresia und Elisabeth von Rußland mit ihrem Gefolge von gekrönten Weibern und Eunuchen machten ihm schon genug zu schaffen. Das Schicksal des Orpheus, von den rasenden Mänaden zerrissen zu werden, schien ihm bevorzuzustehen, wenn es ihm nicht gelang, das traditionswidrige Bündniß Frankreichs und Oesterreich-Ungarns zu stören oder zur Auflösung zu bringen. Fünf Mal im Laufe eines Jahres suchte er sich am Versailler Hofe und bei Frau von Pompadour Gehör zu schaffen, viermal nur mittelbar durch seine Bayreuther Schwester, einmal auf einen an ihre Adresse gerichteten Rath Voltaire's in directer Anknüpfung mit dem Herzog von Richelieu. Im Januar 1757 finden wir einen Chevalier Batan am Hoflager Wilhelmine's in Erlangen. Im Mai und Juni, zwischen Prag und Kolin, verhandelt sie in Erlangen und Bayreuth mit dem Gesandten beim fränkischen Kreise, Folard. Am 4. Juli, nach Kolin, macht sie dem König den mit Freuden begrüßten Vorschlag, ihren Oberkammerherrn, Ludwig Alexander von Mirabeau, in ihrem Namen an die Pompadour zu schicken. Noch in demselben Monat reist der Marquis, von Friedrich mit Geld und Instructionen versehen, nach Paris, um bei seinem Verwandten, dem Minister Abbé Bernis, sein Glück zu versuchen. Und endlich im December, nach Leuthen, wird Voltaire in Anspruch ge-

nommen, einen Brief Wilhelmine's an ihre Lyoner Bekanntschaft, den musikalischen, politisch leider einflußlosen Cardinal de Tencin, zu befördern.

Vergleicht man diese Bemühungen der Markgräfin mit dem ungesalzenen, im ungeschicktesten Augenblicke dem Könige vorgelegten Friedensprojecte ihres Gatten, so gewinnt man von ihren politischen Gaben eine etwas bessere Meinung als in der vorausgegangenen Epoche ihres häuslichen Krieges. Als Bataar in Erlangen im Januar 1757 stirbt, sorgt sie, ohne daran erinnert zu werden, dafür, daß die ihm anvertrauten Papiere dem König umgehend zurückgeschickt werden. Mit Solard läßt sie sich nur so weit ein, daß er den fränkischen Kreisständen und damit dem ganzen Reiche kein Geheimniß verrathen kann. Für Mirabeau bürgt ihr seine große Anhänglichkeit an ihre Person. Von einem Briefe Friedrich's an Voltaire schneidet sie den Anfang, einige Spottverse auf Ludwig XV., ab und lügt dem Patriarchen von Les Délices vor, der König habe in der Eile ein Tintenfaß über den Brief gegossen und keine Zeit zum Umschreiben gefunden. Zur Politikerin verдорben, erweist sich die Schwester als politische Agentin des Bruders nicht ungeschickt. Ihre kleinen weiblichen Künste kommen ihr dabei zu statten. Im Uebrigen bewährt sich der Satz, daß Liebe Berge versetzt. Ihre Umsicht hat gleichwohl ihre Grenzen. Sie sucht die Absichten Friedrich's zu errathen, anstatt sich blindlings an seine Weisungen zu halten.

Auch wir können aus seinen Briefen an Wilhelmine, wenn wir sie für sich betrachten, nicht mit Sicherheit erkennen, ob er an Frankreich um des Friedens willen wirklich Neuchâtel abtreten wollte, ob es ihm nur darum zu thun war, zwischen Frankreich und Oesterreich einen Keil zu treiben und seinen lauen Bundesgenossen England-Hannover opferfreudiger zu stimmen, ob er den Frieden ernstlich gewollt hat. Wilhelmine aber wollte nicht begreifen, daß ein Agent Friedrich's nicht mehr als sein Sprachrohr war. Als Folarad ihr nach Prag die wohl nur erheuchelte Besorgniß kundgab, Friedrich und Maria Theresia möchten sich dahin verständigen, daß sie mit vereinten Kräften Elsaß und die Franche-comté für die Königin von Ungarn als Ersatz für Schlesien eroberten, hat die Markgräfin sich den Anschein gegeben, als ob in der That ein derartiger Separatfrieden im Werke sei, um von Friedrich alsbald die Weisung zu erhalten, Folarad seine Geneigtheit zum Separatfrieden mit Frankreich schleunigst mitzutheilen.

In einer kurzen Athempause, zu Beginn des Kriegsjahres 1758, hat Wilhelmine sich in ihrer Art mit der Politik des Bruders abgefunden: „Der König denkt wie wir beide über den Frieden“, versichert sie Voltaire. In abstracto nämlich. In concreto vermag sie ihm nicht durchweg zu folgen. Im Grunde ist sie auch jetzt noch die gänzlich unpolitische Friedenkerin. Was ist das doch für eine widerspruchsvolle Welt! „Eine

Heuchlerin (Maria Theresia) läuft in Processionen mit und betet zu allen Heiligen, während sie ganz Europa durch die Folgen ihrer Ränke entvölkert. Ein philosophischer König läßt mitleidsvoll Ströme Menschenblutes vergießen. Ein habfüchtiges Volk (die Engländer) hat es auf den allgemeinen Ruin abgesehen, um sich selbst zu bereichern“. Vergeblich sucht die längst an ein kleinstaatliches Stillleben Gewöhnte einen Ausweg aus diesem Gedankenlabrynth. Das dynastische Gefühl ist in ihr seit den froheren Tagen der Eroberung und Behauptung Schlesiens nicht stärker geworden. Friedrich's Brief vom Schlachtfeld von Prag will sie sich zwar in Gold einfassen lassen. Die fortlaufende Kriegschronik, durch die sie den „alten Schweizer“ Voltaire auf dem Laufenden erhält, würde nach Inhalt und Form jedem Militär und Politiker Ehre machen. Die wunderbare Versatilität der geistvollen Frau ist niemals größer gewesen. Aber nur ihre Schwesterliebe befähigt sie, den Gedanken und Gefühlen des Bruders himmelhoch aufwärts und hinab ins Schattenreich zu folgen. Jener Prager Brief mit dem stolzen Datum des 6. Mai 1757 wird der Nachwelt erzählen, daß sie dem größten Mann des Jahrhunderts etwas gewesen ist. Friedrich ist ihr Alles in Allem. „Die Stärke Deiner Armee, das Glück Deines Landes und unserer ganzen Familie hängen von Dir allein ab“. Es würde der Bayreutherin nicht übel gestanden haben, wenn sie „notre pays“, nicht „votre pays“ geschrieben hätte.

So weit war ihre fränkische Markgrafschaft von den schwarz-weißen Grenzpfählen der „monarchie prussienne“ doch nicht entfernt, daß sie aufgehört hätte, eine preußische Prinzessin zu sein. Andererseits wird man nicht sagen können, daß sie ihr Vaterland und ihre Nation je vergessen habe. Aber es bleibt doch charakteristisch, daß ihr im Augenblicke der Erregung nur die persönliche Beziehung Friedrich's zu dem ganzen gewaltigen Einsatze dieses Krieges einfällt. Denn an ihren Bruder klammern sich alle ihre Gedanken. Wie sie in früheren Jahren mit halb peinlicher, halb rührender Exaltation Scham und Kränkung allein in sich verarbeitet hatte, läßt sie sich jetzt von dem Bruder auf nachtwandlerische Pfade verlocken.

Den Frieden sollte der König aus ihren Händen ebenso wenig empfangen wie der Kronprinz die Gemahlin. Was er bei ihr sucht und findet, ist ein Anderes. Ihn tröstet es, die Schwester beglückt es, daß sie wieder so aufrichtig sein dürfen wie in ihren jungen Tagen. Wie in den Jahren des Wartens werden die verschwiegensten Nachtgedanken laut. In dem Bedürfniß, sich auszusprechen, macht Friedrich wohl auch Andere, etwa seinen Vorleser oder Freunde, wie d'Argens, zu seinen Vertrauten, doch kann sich Niemand rühmen, eingeweihter zu sein als Wilhelmine. In Vers und Prosa variiert der König nach Kolin den Gedanken, daß er den Untergang seines Staates nicht überleben werde, daß er auch Wilhelmine, wenn es zum Aeußersten komme,

nicht zurückhalten wolle. Je länger er geizigert hat, ihr die volle Wahrheit zu sagen, je mehr er sich bemüht hat, in seiner Trostbedürftigkeit sie zu trösten und zu beruhigen, desto erschütternder wirkt sein Bekenntniß. Wenn er sich dabei als Sohn seines Jahrhunderts und als Zeitgenosse Rousseau's nicht ganz frei von Römerpose zeigt, so weiß er doch auch der Schwester seine Römergefinnung mitzutheilen. Selbst Voltaire's alter Groll auf seinen ungnädigen Mäcenas macht für einen Augenblick aufrichtiger Bewunderung Platz, als Friedrich die stolze Erklärung abgibt, als König denken, leben und sterben zu wollen. Die Schwester aber lauscht hingerissen, mit leidenschaftlichster, selbstmörderischer Antheilnahme den wilden Klagen, die aus dem Feldlager in Sachsen und Thüringen zu ihr herüberdringen. Nichtsdestoweniger ist sie fest entschlossen, als sie im August Friedrich's ersten Klagegesang erhält, ihn den „Armen des Todes“ zu entreißen. Krank und schwach, kennt auch sie kein besseres „Asyl“, keinen stilleren „Hafen“. Da sie sich aber nicht die Beredsamkeit zutraut, Friedrich von dem Einlaufen in jene Bucht zurückzuhalten, ruft sie Voltaire zu Hülfe.

Das Zerwürfniß zwischen ihrem Bruder und dem größten Schriftsteller ihrer Zeit, der Bruch zwischen Faust und Mephisto war ihr nie recht verständlich gewesen. Nicht blind gegen die großen Schwächen Voltaire's, hatte sie sich im Stillen doch gewundert, wie man den Proceßgegner des

Juden Hirsch, den Pamphletschreiber gegen Mau-pertuis so tragisch nehmen könne. Wenn sie Friedrich sachlich auch Recht geben mußte, war von vornherein ihr Mitleid mit dem Schalk größer als ihre Entrüstung über seine Unarten. Auf seinen Umgang zu verzichten wäre ihr hart angekommen. Mit weiblicher Schlaueit und weiblichem Tacte war sie Voltaire im Herbst 1754 in Colmar und noch einmal in Lyon entgegen gekommen. Sie kannte Friedrich zu gut, um nicht zu wissen, daß auch er von dem bewunderten Schriftsteller aus lauterer Quelle wieder etwas Näheres zu erfahren verlangte. Mit spitzen Fingern spann sie seine, erst allmählich stärker werdende Fäden zwischen den beiden Häuptern der Aufklärung. Selbst auf einen Gruß an die unausstehlichste aller Mächten, Madame Denis, ist es ihr nicht angekommen, um das böshafte und gutherzigste aller verwöhnten Geistes-kinder bei guter Laune zu halten. Der tiefste Grund seines unverföhllichen Grolles auf den König war ihr nicht verborgen geblieben. Einem eitlen Manne — und Voltaire war eitel — wäre es nur um die Rehabilitation vor der Welt zu thun gewesen. Der Verfasser des „Akakia“ aber war zugleich in ihrem Falle. An der Achtung Friedrich's, an der Rehabilitation vor einem Manne, dessen Größe sein Künstlerauge allezeit erfreut und geblendet hatte, lag ihm mehr als an dem „Brimborium“ des abgeforderten Kammerherrnschlüssels und Orden oder an einer Genug-



thuung für die Belästigung seiner Rechte bei dem Frankfurter Hausarrest. Nicht so rasch und so leicht ist es ihm damit gelungen wie der Lieblingschwester des Königs. Erst der Fall Galas hat Friedrich's Geringschätzung zurücktreten lassen. Aber es war doch ein guter Gedanke Wilhelmine's, Voltaire zu einem Schreiben an den König zu veranlassen. Wer möchte die einander widersprechenden Empfindungen Voltaire's zergliedern, als er in Friedrich's Verzweiflung und Selbstmordgedanken eingeweiht wurde. So viel ist sicher, daß die unedlen Regungen durch den Ernst der Stunde zurückgedrängt wurden. Friedrich's leichter Spott über die Gemeinplätze des glücklichen Einsiedlers Voltaire schaffte diese Gemeinplätze nicht aus der Welt. Wenn auch Wilhelmine vielleicht ihrer Mittheilung für sich die Aufforderung „plaudite“ hinzugebracht hatte, so erfuhren jetzt die Geschwister aus Voltaire's Munde, daß sie im Tode vereint auf seinen Beifall nicht zu rechnen haben würden. Das Gift, das er bei sich trug, hat Friedrich auch nach dem Schreckentage von Runersdorf nicht angerührt, und Wilhelmine brauchte den Tod nicht erst herbeizurufen, aber es hat doch auf den König Eindruck gemacht, als Voltaire ihm ziemlich unverblümt zu verstehen gab, daß ein freiwilliger Tod seinem Ruhme Abbruch thun werde, daß sein Jahrhundert — Mephisto konnte nicht sagen: die Welt des Christenthums — für den politischen Selbstmord des Alterthums kein Verständniß mehr habe.

Schon aus den Schlußversen der Antwort ihres Bruders auf Voltaire's Zuspruch, schon aus dem Gelöbniß, angesichts des Schiffbruches als König denken, leben und sterben zu wollen, hätte Wilhelmine die Gewißheit schöpfen dürfen, daß Friedrich's Unsterbliches gerettet sei. Sie aber sah ihn und sich, als sie den Brief an Voltaire weiter schickte, noch immer in den Armen des Todes. Der König athmet nach Roßbach und Leuthen wieder auf, und er athmet nach den Worten seiner zweiten Kriegsepistel an Wilhelmine nur für sie. Ueber ihre Empfindsamkeit wagt er nicht mehr zu witzeln. Nur sie hat seit dem Koliner Unglückstage alles Schreckliche mit ihm gemeinsam getragen. „Mit Flammenschrift ist in sein Herz gegraben“, was sie ihm in jener Zeit gewesen ist. Das Anerbieten ihrer Diamanten hatte er abgewiesen, das Anerbieten ihres Lebens angenommen. Zu spät dämmert ihm jetzt die Erkenntniß, daß er zu weit gegangen war. Indem er Athem schöpft, hofft er, daß „die Freundin ohne Gleichen“ aus Liebe zu ihm ihr theures Leben, sein kostbarstes Gut, erhalten wird. Er wie sie treiben jetzt eine Zeit lang ein Versteckspiel. An die Stelle der Aufrichtigkeit tritt wieder Verstellung, aber wie diese in geläuterter Form. Die Schwester gibt dem Bruder beruhigende Versicherungen über ihren Gesundheitszustand. „Wir haben keine großen Verluste gehabt“, schreibt dieser Bruder vom siegreich behaupteten Schlachtfeld von Zorndorf, obwohl fast der dritte Theil der preußischen Kämpfer

totd oder verwundet ist. Beruhigen läßt sich auf diese Weise keines der Geschwister. Wilhelmine sieht ganz unpreußische Gespenster und erschrickt über das alberne Gerücht einer Verschwörung der preußischen Generale gegen ihren König und Feldherrn. Der Bruder gewahrt an ihrer Schrift, daß sie kränker ist, als sie gestehen will. Und was ihm ihre Schrift nicht sagt, das verräth ihm schon am 28. Juli 1758 ein Brief des Prinzen Heinrich. Der hat die ungebetenen Gäste, den Herzog von Zweibrücken und die Reichstruppen, mit seiner Armee aus Bayreuth verjagt und bei dieser Gelegenheit die Schwester noch einmal gesehen, um sich zu überzeugen, daß sie der Todesengel bereits in seinen Armen hält. Der Tod der Königin-Mutter scheint sie 1757 nicht so erschüttert zu haben wie den König. Ihr Verhältniß war auch später offenbar nie ein allzu zärtliches gewesen. Der Tod des Prinzen von Preußen, August Wilhelm, des freundlichen Friedensstifters von 1748, aber muß ihr verheimlicht werden, weil die Nachricht sie tödten könnte. Erst ihre namenlose Angst um Friedrich, dessen Briefe man ihr aus diesem Grunde nicht einhändig, läßt eine längere Verheimlichung unthunlich erscheinen. Das Letzte und Schwerste, das sie dem König zu vergeben hat, ist der Tod eines geliebten Bruders, an welchem Friedrich, rein menschlich, wenn auch nicht als erster Diener seines Staates, nicht ganz schuldlos war. Sie aber empfindet es schon als eine Art von Trost, daß der König noch lebt.

Unter solchen Auspicien ist Wilhelmine's Brief vom 10. August 1758 entstanden.

„Nicht dem König, dem Freund und Bruder gilt mein Schreiben. Ich bin zu schwach, die Feder zu führen, selbst wenn ich mir Zeit lassen wollte. Ich weiß, lieber Bruder, daß Du das Herz begehrt. Das meinige gehört Dir ganz. Meiner Hingebung wird nur mein Tod ein Ziel setzen. Weniger mein Körper als meine Seele hat Höllenqualen erduldet. Der Markgraf hat, um mir unseren jüngsten Verlust zu verheimlichen, alle Deine Briefe vorenthalten. Ich habe geglaubt, daß Alles verloren sei. So nahe mir auch der Tod meines Bruders gegangen ist, so haben doch Deine lieben Briefe, als ich sie endlich empfang, meinen Schmerz gelindert. Du willst wissen, lieber Bruder, wie es mir geht. Ich liege wie ein armer Lazarus seit sechs Monaten im Bett. Seit acht Tagen trägt man mich in einem Sessel und Rollstuhl, damit ich ein wenig die Lage wechsle. Ich habe einen sehr starken trocknen Husten, den ich nicht meistern kann. Meine Beine, Hände und mein Gesicht sind geschwollen wie ein Kissen, so daß ich mir die Erzählung interessanterer Dinge aufs nächste Mal versparen muß. Ich trage mein Schickial mit Fassung. Ich werde zufrieden leben und sterben, wenn nur Du glücklich bist. Das Herz sagt mir, daß der Himmel noch Wunder für Dich thun wird. Deine Feinde stehen am Rande des Abgrundes. Jeder kleine Vortheil macht sie in ihrem Dünkel

Jester, Bayreuther Schwester.

nur noch anmaßender und läßt sie die größten Dummheiten begehen. Wir sind von unseren lästigen Gästen zum Glück erlöst. Das letzte Corps, das hier durchkam, hat Alles ausgeplündert, das Land fast ganz zu Grunde gerichtet, das Getreide geschnitten und die Obstbäume umgehauen vor der Erntezeit. Allein man muß sein Unglück in Geduld tragen. Wir sind nicht mehr werth als alle die anderen Fürsten, die noch schlimmer daran sind als wir. Verzeihe, lieber Bruder, wenn ich aufhöre. Meine Brust ist so schwach, daß ich kaum sprechen kann. Mein Herz würde vom Morgen bis zum Abend plaudern, wenn es sprechen könnte, und Dir Alles erzählen, was es für den theuren Bruder empfindet“.

Husten und Schmerzen hindern sie nicht, auch nach diesem prophetischen Abschiedsbriefe Friedrich durch Dictate und durch ihren mühsam darunter gekritzelten Namen zu erfreuen. Sie nimmt noch Theil an Friedrich's Triumph über seine russischen Feinde. Wie beneidet sie ihre Schwester Amalie, daß sie den König auf dem Marsche gesehen hat. Wäre sie nur gesund, so wollte sie den Russen und Panduren zum Troß zu ihm eilen. Durch eben jene Schwester erfährt Friedrich, daß Wilhelmine auf das von der Mutter geerbte Porzellan zu seinen Gunsten verzichtet hat. Kein Vermächtniß soll es sein, sondern ein Geschenk unter Lebenden, ein kleines Liebesopfer einer eifrigen Sammlerin für einen nicht minder empfänglichen Freund keramischer

Künste. Ihre erstaunliche Geistesfrische läßt Friedrich immer wieder hoffen. Als Vorläufer und Vorbild des Königsberger Philosophen appellirt er an die Macht des Gemüthes. „Auf meinen Knieen bitte und beschwöre ich Dich, zu thun, was Du nur thun kannst, um dieser Krankheit zu entinnen. Ich nimm die Arzneien, folge blindlings den Anordnungen Deines Arztes. Denke, daß Dein Tod mich zur beklagenswerthesten Creatur unter diesen Erdentwürmern machen würde“. Sein Leib vegetirt auf der Landstraße und im Feldlager, Herz und Seele sind in Bayreuth, bei der Schwester. Fürchte er nicht das Hundeleben eines fahrenden Ritters, wären Seele und Leib vereint, so würde er mit dem Schicksal ringen, bis es mit ihm vorlieb nehme. So muß er sich begnügen, seinen Leibarzt Gothenius nach Bayreuth zu schicken, um an einer ihm wohlbekannten Patientin das Unmögliche zu versuchen. Sollte es schon zu spät sein, so wünscht er an demselben Tage mit Wilhelmine in das von Cypressen beschattete Land des Friedens hinab zu steigen.

Umsonst. Die dritte Epistel Friedrich's über ihre Krankheit hat die Schwester nicht mehr zu Gesicht bekommen. Zwei Tage nach ihrer Beendigung, am 14. October 1758, starb sie an der Wassersucht, wie ihr Vater, bei vollem Bewußtsein, mit dem Muth eines Helden, während die Oesterreicher in den wogenden Nebeln des Herbstmorgens bei Hochkirch für Hohenfriedberg späte,

aber furchtbare Vergeltung übten. So unvorbereitet wie jener Ueberfall, traf den König die Trauerkunde. „Großer Gott, meine Bayreuther Schwester“, schließt ein Brief an den Prinzen Heinrich vom 18. October. Längst war er auf das Schlimmste gefaßt gewesen, aber es war ein Zukünftiges. Als es jetzt gegenwärtig an ihn herantrat, fand es ihn fassungslos. Sein sehnlichster Wunsch blieb unerfüllt. Der Tod hatte bei Hochkirch rings um ihn reiche Ernte gehalten. An ihm war er vorbei gegangen. Wunsch und Prophezeiung der sterbenden Schwester erwiesen sich über das Grab hinaus stärker als seine Verzweiflung.

Nicht umsonst aber hatte der König in der letzten Epistel an Wilhelmine dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß der Gott der Freundschaft, der einzige, der es verdiente, weder in Athen noch in Rom ein Heiligthum besaß. Dem Alterthum hat es an großen Beispielen gefehlt. Theseus und Pirithous waren Fabelwesen. Die ganze Welt soll erfahren, was er an Wilhelmine verloren hat, ganz Europa soll mit ihm trauern. Alexander wollte nur von Apelles gemalt sein. Für Wilhelmine scheint ihm Voltaire der richtige Bildnißmaler zu sein. Von ihm erwartet er ein Monument, das der Schwester die verdiente Unsterblichkeit sichert. Auch irrt er sich nicht, wenn er bei dem Dichter aufrichtiges Mitgefühl und wirkliche Trauer voraussetzt. In einem Briefe an seine Gönnerin, die

Herzogin von Sachsen-Gotha, hat Voltaire der Verstorbenen mit ungeheuchelter Liebe und Dankbarkeit gedacht. Sein Gedicht freilich vermag den König nicht zu befriedigen. Er wünscht ein herzlicheres Lob der Freundschaft und möchte doch selbst nicht genannt sein. Dem zweiten Versuch des Dichters, der langgespreizten Trauerode, muß er wohl Beifall spenden, aber sein durch die nachfolgende Kritik fast aufgewogenes Lob klingt gezwungen. Wie hätte ihm auch entgehen sollen, daß decorative Gelegenheitswerke nur dem Bühnendichter, dem Maler und Bildhauer zu gelingen pflegen, daß zu dem Leser nur die ungeschminkte Empfindung spricht! So macht er sich denn selbst ans Werk. Dem Nachruf auf Vater und Mutter reiht sich seine warm empfundene, schlichte Charakteristik der Lieblingschwester in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges würdig an. Im Park von Sanssouci aber erhebt sich nach seinen Angaben ein Heiligthum der Freundschaft, Wilhelminae sacrum. Der ehemalige Bayreuther Architekt Carl von Gontard schafft hier sein Bestes. Ein Rundtempel in den edelsten, der Antike nahekommenen Verhältnissen, an der Rückwand die sitzende Statue Wilhelmine's von den Bayreuther Brüdern Ränz, an den korinthischen Säulen Medaillons mit den Köpfen der Heroen der Freundschaft. Die geschnittenen Laguspnyramiden der Umgebung haben heute schönen Baumgruppen Platz gemacht. Der Eindruck ist noch derselbe.



Auf die Theilnahme der Welt hatte der alte Fritz inzwischen verzichten gelernt. Einsam, das Windspiel an der Seite, den Krückstock in der Hand, wie wir ihn alle kennen, hat er bis zu seinem Heimgang die der schmerzlich-süßen Erinnerung geweihte Stätte oft besucht, die uns heute noch von dem seltensten Freundschaftsbunde erzählt.

---

## IX.

### Die Memoiren.

Als Friedrich der Große in dem Freundschaftstempel für Wilhelmine zur Ausführung brachte, was Cicero für seine Tullia geplant hatte, waren bereits mehrere Handschriften der Memoiren der Markgräfin in Umlauf. Das achtzehnte Jahrhundert ist nicht nur das goldene Zeitalter der Nachdrucker gewesen. Eine reiche handschriftliche Literatur, literarische Contrebande, Journale, Indiscretionen aller Art gaben auch den Nachschreibern zu thun. Manuscripte angesehener Schriftsteller und Persönlichkeiten hörten auf, das Geheimniß des Autors zu sein, wenn er sie über Nacht offen auf dem Schreibpulte liegen ließ. Müßiggang und Neugierde zeitigten ähnliche Erscheinungen, wie heute socialdemokratischer Parteieifer. Voltaire's ständige Klagen über unbefugten, bis zur Unkenntlichkeit entstellten Druck seiner Manuscripte verdienen in den meisten Fällen keinen Glauben. Sie und da aber wird es sich wohl so verhalten haben, wie er behauptet. An dem Pariser Druck seines Gedichtes über das Naturgesetz ist die Mark-

gräfin sicher schuldlos gewesen. Die Herzogin von Württemberg aber scheint in der That 1743 auf der Eremitage eine Nachtruhe geopfert zu haben, um wenigstens einen Theil der „Pucelle“ für sich abzuschreiben. Mit absoluter Sicherheit wird man vielleicht nie feststellen können, wie eine Nachschrift entstanden ist, wie sie verbreitet wurde. Die verhältnißmäßig frühe und rasche handschriftliche Verbreitung der Memoiren Wilhelmine's gibt unlösbare Räthsel auf. Wie ihr Originalmanuscript in Superville's Hände gelangt ist, muß dahin gestellt bleiben. Durch Legat, behauptete der Herausgeber v. Osten, aber wer sagt uns, daß seine Behauptung mehr als eine Vermuthung war? Jedenfalls darf nicht übersehen werden, daß Markgraf Friedrich's zweite, erst 1817 gestorbene Gemahlin, Sophie Caroline von Braunschweig-Wolfenbüttel, eine Schwester der Herzogin Anna Amalia von Weimar, die Tochter jener jüngeren Schwester Wilhelmine's, Charlotte, gewesen ist, von der König Friedrich 1751 zu berichten wußte, daß Superville das Orakel ihres bureau d'esprit sei. An Brücken und Wegen zwischen Bayreuth und Braunschweig hat es also vor wie nach dem Tode der Memoirenschreiberin nicht gefehlt. Wenn Baron Pöllnitz bei Lebzeiten Wilhelmine's die Memoiren gekannt und benutzt hat, so ist damit noch nicht gesagt, daß er sie mit Wissen und Erlaubniß der Verfasserin kennen lernte und benutzte. Für die Sorglosigkeit Markgraf Friedrich's und

seiner zweiten Gemahlin in Dingen dieser Art ist es überaus charakteristisch, daß mit der Bibliothek Wilhelmine's auch eine ganze Reihe auf das fürstliche Haus bezüglicher Manuscripte 1759 an die Universität Erlangen ausgeliefert worden ist, daß Sophie Karoline, die Niichte Friedrichs II., von dem Vermächtniß ihrer Bücher an dieselbe Universität eine Handschrift des Voltaire'schen schmutzigen Pamphletes „La vie privée du roi de Prusse“ nicht ausgeschlossen hat.

Kann somit die Verbreitung der Memoiren die Markgräfin nach dem Stande unseres Wissens nicht belasten, so wird man hoffen dürfen, der Frage der Belastung oder Entlastung näher treten zu können, wenn erst die Frage nach der Zeit ihrer Entstehung entschieden ist. Drohsen hat zweierlei in eingehender Untersuchung festgestellt. Einmal, daß die bis jetzt bekannten Handschriften in zwei Gruppen zerfallen, repräsentirt durch die beiden Drucke von 1810; zum zweiten, daß die späteren Redactionen schärfer und boshafter sind als das älteste, in der Tübinger Ausgabe übersezte Manuscript. Läge eine kritische Ausgabe der Memoiren vor, so würde man die wachsende Geiztheit der Verfasserin Seite für Seite verfolgen können. Zwischen dem Beginn und der letzten Uebersarbeitung müssen Jahre gelegen haben. Die Frage ist nur, welche Jahre. Die Memoiren selbst nennen ein einziges Datum. Wilhelmine's Schilderung der Eremitage ist 1744 geschrieben. Ein Anhalte-

punkt für die letzte Redaction ist eine Stelle, die den Tod des Fürsten Leopold von Dessau im April 1747 zur Voraussetzung hat. Den Beweis, daß Wilhelmine von 1747 bis zu ihrem Tode weitergefeilt und geschärft habe, hat Droysen nicht erbringen können. Wenn er es trotzdem nicht für ausgeschlossen hält, daß die Markgräfin die Feder erst niedergelegt hat, als ihre zunehmende Schwäche sie am Schreiben verhinderte, so ist er doch die Antwort schuldig geblieben, warum Wilhelmine ihr Manuscript über zehn Jahre lang immer von Neuem überarbeitet habe, ohne ihre Darstellung über das Jahr 1742 hinaus fortzusetzen. Es bleiben mithin für die Zeitbestimmung nur zwei sichere Daten: 1744 und 1747, aber diese genügen vollauf, die Entstehung der Memoiren mit den anderwärts bezeugten Lebensschicksalen Wilhelmine's in Einklang zu bringen.

Die Neigung zu melancholischen Rückblicken auf eine eben nicht glückliche Vergangenheit muß früh vorhanden gewesen sein. Die erste Ode des Kronprinzen auf das Avancement der Erbprinzeßin zur Markgräfin läßt darauf schließen. Durch die keimende Entfremdung der Geschwister sah sich Wilhelmine mehr und mehr auf Selbstgespräche angewiesen. Nicht ohne literarische Absichten, zu ihrer Zerstreuung und Erleichterung scheint sie schon früh, etwa 1739, zur Feder gegriffen zu haben. Tagebücher konnte sie dabei offenbar nicht zu Rathe ziehen. Sogar heute noch vorhandene

Materialien, wie das Unterrichtsbuch und die Briefe ihres Lehrers La Croze, wurden unbenutzt gelassen. Dafür hatte sie eine lebendige Chronik in Gestalt ihrer Oberhofmeisterin Fräulein von Sonzfeld zur Seite. Kindheit und Jugend ziehen an ihr noch einmal vorüber. Nicht immer logisch, häufig widerspruchsvoll ist ihre Erzählung der Berliner Erlebnisse, in subjectivem Sinne innerlich wohl zusammenhängend. Die Verwirrung beginnt erst, als Fräulein von Martwiß auf der Bühne erscheint. Andeutungen ihres Verhältnisses zum Markgrafen werden wieder zurückgenommen. Die Verfasserin verwickelt sich in die seltsamsten Widersprüche, dreht und wendet sich vor sich selbst. Wenn die erste, größere Hälfte der Memoiren, wie wir sahen, viel Unheil angerichtet hat, so wüßte ein lediglich auf diese Quelle angewiesener Biograph Wilhelmine's mit dem zweiten Theile an den wichtigsten Punkten überhaupt nichts anzufangen. Wir stehen vor einer Entgleisung dieser Confessionen, die an sich keine Fortsetzung erlauben hätten, wenn auch Alles anders gekommen wäre, als es thatsächlich kam. Man versteht, daß Wilhelmine 1744 und 1747 noch so schreiben konnte, aber man begreift auch, daß ihr 1748 die Arbeit zum Ekel wurde und der Faden der bei dem Jahre 1742 stecken gebliebenen Erzählung in der Folge nicht wieder aufgenommen wurde. Die Neigung zu weiteren Rückblicken war ihr mit der endlichen Erlösung von der Martwiß-Burghaus gründlich

vergangen. Ihre Libretti beweisen, daß ihre Productivität nicht versiegt war. Die Memoiren-schreiberin aber zog es vor, zur Memoirenlectüre zurückzukehren und im Studium der Leiden und Verirrungen des menschlichen Herzens die Erinnerung an die schrecklichste Zeit ihres Lebens los zu werden.

So kann denn auch das Phänomen der Lieblosigkeit einer wegen ihrer Herzensgüte gepriesenen Fürstin nicht weiter befremden. Gottfried Keller's arme Baronin schießt dem achtlos an ihr vorüber eilenden Brandolf in den Stiefelabsatz, um an der Seite desselben Mannes später zu neuem Leben zu erwachen. Die Markgräfin ist in den Jahren ihres siebenjährigen Krieges vielleicht noch liebehungriger als jenes arme Geschöpf, weil sie bereits erfahren hatte, was Bruder- und Gattenliebe sei. Als Friedrich's Vorleser de Catt einmal meinte, daß die Rache dem Geist des Christenthums widerspreche, entgegnete ihm der König, indem er sich spöttisch vor ihm verbeugte: „Ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie sich selbst so in der Gewalt haben. Das ist schön, das ist groß, aber ich wollte, daß man Sie auf die Probe stellte“. Die Erlebnisse der Markgräfin in den Jahren ihrer Arbeit an den Memoiren lassen es nur zu begreiflich erscheinen, daß sie die Gewalt über sich selbst verlor und gehässig wurde. Mit den Augen eines Brandolf wird man auch hinter ihren Lieblosigkeiten einen lebenswürdigen Kern entdecken. Gehässigkeit und Haß sind nicht

dasſelbe. Wie bei Friedrich ſind alle Mißhandlungen, körperliche und ſeelische, nicht im Stande, die Liebe zu ihrem Vater ihr ganz aus dem Herzen zu reißen. Bei ſeinem Besuche in Bayreuth richtet ſie ihm in der Eremitage einen Tabagie ein, damit er nichts von der gewohnten Bequemlichkeit vermiſſe. Ueber ihre Mutter urtheilt ſie vollkommen zutreffend, ſie habe ein gutes Herz, aber ihre Argwöhnlichkeit, ihre Eiferſucht und ihre Intriguen ſeien die Urſache ihrer Fehler geweſen. Man hat den Eindruck, daß ſie ſich bei der offenbaren Unmöglichkeit, mit beiden Eltern gut zu ſtehen, nach Töchterart lieber auf die Seite des Vaters geſtellt hätte, wenn das unter der ſtrengen häuſlichen Herrſchaft Sophie Dorothea's überhaupt möglich geweſen wäre. Von ihrem Bayreuther Schmetterling möchte ſie nur Gutes ſagen. Daß ſie es ſchließlich nicht mehr kann, verleidet ihr die Fortſetzung ihrer Bekenntniſſe.

Wir haben an den Memoiren der Urgroßmutter Wilhelmine's, Sophie's von Hannover, ein Beiſpiel, wie man ſich mit gutem Humor über häuſliches Leid hinwegſetzen kann, aber wir dürfen auch nicht vergeſſen, daß über der glanzloſeren Jugend dieſer kerngeſunden Frau viel Sonnenschein gelegen hat. Auf Sophie Dorothea hatte ſich nichts von ihrer Art vererbt. Deſto mehr auf Friedrich Wilhelm I. und einige ſeiner Kinder. Die Briefe des Kronprinzen Friedrich an ſeinen Vater tragen alle eine Zwangsjacke. Nur einer macht eine



Ausnahme, die köstliche Erzählung seines Besuches bei der mecklenburgischen „Dörchläuchting“. Das geistreiche Wibeln kann der Vater nicht leiden. An gelungenen Caricaturen hat er seine derbe Freude. Selbst als Historiker läßt Friedrich zuweilen seiner Laune die Zügel schießen. Den steifen englischen Oheim in der Schlacht bei Dettingen weiß er mit wenigen Strichen so zu zeichnen, daß man das drollige Bild nie wieder vergißt. Wenn er sich dabei auf einen sicheren Gewährsmann beruft, so erhöht das nur die komische Wirkung. Bei ihm wie bei Wilhelmine ist die humorvolle Beobachtungsgabe für unseres Herrgotts Thiergarten ein Stück ihres Wesens. In den Memoiren wirkt sie wie die Spur einer leichten Vergoldung. Einer reinen Wirkung ist freilich der Umstand im Wege, daß die Verfasserin nicht über den Dingen steht, daß sie, vom Kleinlichen ergriffen, häufig kleinlich wird. Ihr Humor ist noch nicht frei, aber er kann gelöst werden.

Kanke fühlte sich durch die Memoiren an die Art der Mademoiselle de Montpensier, der Nichte Ludwig's XIII., erinnert. Gewisse Berührungspunkte sind in der That vorhanden. Die eine wie die andere Memoirenschreiberin hehelt ihre Verwandtschaft gründlich durch. Beide haben „entfernt vom Hofe ihre Einsamkeit mit der Erinnerung an denselben erfüllt“. Wilhelmine's Exemplar der Denkwürdigkeiten der Grande Mademoiselle in der ersten sechsbändigen Pariser Ausgabe von 1728 be-

findet sich überdies auf der Erlanger Bibliothek. An ihrer näheren Bekanntschaft mit jenem Memoirenwerke ist gar nicht zu zweifeln. Zum Modell wird es ihr nichtsdestoweniger kaum gedient haben. Eine reichhaltigere private Memoirensammlung als die Wilhelminische dürfte es selbst in der Blüthezeit dieser Literaturgattung schwerlich gegeben haben. In einem Briefe an Voltaire von 1751 konnte sich die Markgräfin rühmen, alle derartigen in ihrem Besitze befindlichen Beiträge zur französischen Geschichte durchflogen zu haben. Die ganze Gattung stand ihr so zu sagen Modell, ohne daß sie daraus mehr als einige Geheimnisse der Composition erlernt hätte. Auch die Montpensier rangirt in dieser Hinsicht in einer Linie mit sprachlichen, grammatikalischen und stilistischen Hilfsmitteln. Wilhelmine ist weit amüsanter, weniger geschwäßig als ihr angebliches Vorbild; vor Allem, sie hat mit jener in den Fronde-Unruhen häufig genannten Amazone persönlich nicht das Mindeste gemein. Die Politik ist der Schwester Friedrich's des Großen ein Buch mit sieben Siegeln. Selbst Voltaire überrascht sie durch ihre Denkungsart, als sie Sully über Heinrich IV. stellt. „So ist nun einmal die Welt“, schreibt sie bei Erwähnung ihrer Studien; „man huldigt der Scheingröße und selten dem Verdienst“. Die Französin hört auch fern vom Hofe nicht auf, höflich zu sein. Aus dem siècle de Louis XIV tritt man bei ihr nicht heraus. Die Einsamkeit Wilhelmine's ist von

der deutschen Art. Französisch in der Form, bleibt ihre Muse wie die des Bruders „tübess“.

Im letzten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts hat der Freiherr Werner von Zimmern, das Muster eines verschmitzten alten Schnauzbartes und Jägerlateiners, mit urkräftigem Behagen den ganzen Bodenseeadel durch seine Chronik compromittirt. Kein Mensch wird ihn beim Worte nehmen. Es kommt gar nicht darauf an, ob die Zustände in dem oder jenem Kloster „merkwürdiger“ waren als in den andern, ob der dicke Graf von Thengen alle von ihm berichteten Abenteuer bei Hofe und zu Hause erlebt hat. Eines steht doch als unverlierbarer historischer Eindruck greifbar vor uns: der rohe, gutmüthige, trotz aller Französelei noch ganz deutsche alemannische Adel in dem goldenen Zeitalter, „bevor das greuliche Saufen aufkam“. Weniger harmlos, aber nicht minder unentbehrlich sind dem Culturhistoriker etwa die Memoiren des Ritters Lang. Keine Quelle für Einzelheiten, aber ein unvergleichliches Zeitbild; das ancien régime in Süddeutschland in einer Caricatur, durch welche das caricirte Object deutlich erkennbar hindurchschimmert. Auch die Memoiren der Marktgräfin wollen im Zusammenhange mit solchen Hervorbringungen deutschen Erzählerhumors gewürdigt sein. Nicht daß ich sie unmittelbar mit jenen aufs Gerathewohl herausgegriffenen Musterbeispielen vergleichen möchte. Es ist für den Humor nicht gleichgültig, was für ein Costüm sein glücklicher

Besitzer trägt. Dem einen Zeitalter erscheint vielleicht gequält, was ein anderes für ungezwungen gehalten hat. Der Freiherr von Zimmern behagt unserer Generation vielleicht mehr als der Ritter Lang. Auch zwischen männlichen und weiblichen Memoiren ist ein vor dem Vergleichen warnender Unterschied. Das Ich wird bei der Frau durchschnittlich noch mehr im Mittelpunkte stehen als beim Manne. Die fleißige Befragerin des Spiegels wird sich fast nie verleugnen. Das Aufsuchen von Beziehungen, wo keine sind, das Springende ist beim Manne nur selten zu treffen, während es der Frau eigenthümlich zu sein pflegt. Die Unfreiheit des Humors der Memoiren Wilhelmine's habe ich schon erwähnt. Aber das alles ist nicht im Stande, den historiographischen Charakter ihres Buches zu verwischen oder seine culturhistorische Bedeutung abzuschwächen. „Memoiren sind keine Geschichte“, hat Ranke schon 1824 gesagt. Wilhelmine als Staatsverbrecherin zu behandeln, weil sie über Dinge, die sich ihrer genaueren Kenntniß entzogen, nicht selten gefaselt hat, ist eigentlich eine nur in Deutschland mögliche Pedanterie gewesen. Auch bei ihr darf man alle nicht andertwärts bezeugten Einzelheiten preisgeben, obwohl sich manche angezweifelte Angabe nachträglich durch Erschließung neuer Quellen als richtig erwiesen hat. Im Uebrigen genügt es, sie mit Pölnitz zu vergleichen, um ihr Verdienst schätzen zu lernen. Treitschke wäre sicherlich froh gewesen, wenn ihm für seine

Fester, Bayreuther Schwester.

Schilderung des altständigen Stillebens  
ationsepöche eine Quelle zu Gebote  
tte, wie sie in den Memoiren der Mark-  
die vorfridericianische Epöche nahezu  
rudelt. Auf das eherne Zeitalter des  
rfürsten und des Erbfolgekrieges war  
den Jahren von 1714 bis 1740 in  
trog Friedrich Wilhelm I., der in  
ß, trog europäischen Kriegen und Krisen  
bsolutistischen Stillebens gefolgt. Erst  
h's Thronbesteigung wurde es anders.  
er Strümpfe strickenden Schildwachen  
rftlichen Müßigganges war vorüber.  
hnen Friedrich's rückten wieder deutsche  
s Feld. Auch im Heerlager Maria  
wurde es wieder wie zu Zeiten Kaiser  
Den Braunschweigern und Anhaltern  
en Seite entsprechen auf der anderen  
und Hildburghausen. Carl August von  
t dieser Epöche den militärischen Im-  
kt, der ihn weitab von Goethe's gemein-  
inen im preußischen Kriegsdienst einen  
irkungskreis suchen ließ. Die Mark-  
läßt uns deutlicher als irgend eine zeit-  
Darstellung den Wandel der Zeiten er-  
ren Vater ganz zu verstehen, war ihr  
n. Innerhalb ihrer Sphäre ist sie ihm  
wie möglich gekommen. Kein Pöllniß  
von ihr geprägte glückliche Epitheton  
ne campagnard" gefunden haben. Der

Unterschied zwischen Friedrich Wilhelm I. und der etwas vertrottelten vorfridericianischen Fürstengeneration sticht doch in die Augen. Die Porträtähnlichkeit der einzelnen von ihr vorgestellten Hoheiten und Höflinge mag zu wünschen übrig lassen. Die Gruppen sind caricirt gezeichnet, aber ganz gewiß nicht verzeichnet.

Es sei ferne von mir, der Kritik der Memoiren, wie sie bisher geübt worden ist, die Berechtigung abzuspochen. An der richtigen Stelle, als fortlaufender Commentar einer kritischen Ausgabe der verschiedenen Redactionen wird sie erst eine genauere Abschätzung des historischen Ertrages der Aufzeichnungen Wilhelmine's ermöglichen. Solange die in dieser Studie absichtlich unterlassene Benützung der Memoiren auf diese Weise nicht freigegeben ist, hat die Verwandlung der Porträtsskizze in ein ausgeführtes Porträt ihre Bedenken. Schon jetzt aber scheint sich so viel ergeben zu haben, daß der Freundschaftstempel nicht der Scheingröße, sondern dem Verdienst errichtet ist. Voltaire wollte in seiner Trauerode an Wilhelmine nichts Weibliches außer ihrer Schönheit bemerkt haben. Lavisse hat an ihr nur männliche Eigenschaften entdeckt. In Wahrheit ist sie Friedrich's alter ego in einer freien Uebersetzung ins Weibliche gewesen, die Ergänzung und der Revers seines Charakterbildes. Wer den großen König verstehen will, muß auch diese wahlverwandte Schwester kennen.

## Anmerkungen.

### Abfürzungen:

- OE. = Oeuvres de Frédéric le Grand. Berlin 1846 ff.  
PC. = Politische Correspondenz Friedrich's des Großen.  
Publ. = Publikationen aus den preuß. Staatsarchiven.

### I.

(Seite 9.) **Ausgaben der Memoiren.** Denkwürdigkeiten aus dem Leben der K. Preuß. Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine (Schwester Fr. des Gr.), Markgräfin von Bayreuth, vom Jahre 1709 bis 1733. Von ihr selbst in französischer Sprache geschrieben. Tübingen. Cotta 1810. Die Vorrede von Cotta. 360 Seiten. — Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine, margrave de Bareith, sœur de Frédéric le Grand depuis l'année 1706 jusqu'à 1742. Écrits de sa main. Brunswick. F. Vieweg. 1810. I (bis 1731) 364 Seiten. II (bis 1742) 326 Seiten. — 1811 erschien bei Cotta ein zweiter Band. Obwohl er die zweite Hälfte der Memoiren bis 1742 in Uebersetzung brachte, war im Titel die Zeitgrenze 1733 unverändert geblieben. Ein Anhang enthält das Journal secret de Seckendorf. — Ob Cotta eine zweite Auflage veranstaltet hat, weiß ich nicht. Eine nouv. édit. bei Vieweg erschien 1845; beide Ausgaben wurden seitdem öfter aufgelegt bei Barsdorf in Leipzig (zuletzt [?] in 10. Auflage 1898). Eine Uebersetzung ins Englische habe ich leider nicht einsehen können.

(Seite 10.) **Macaulay's** Essay erschien zuerst 1842 in der Edinburgh Review, später in seinen kleinen Schriften und wurde öfter übersezt, auch in Reclam's Universalbibliothek. Die Anregung gab ihm, wie bei vielen seiner Essays, ein Buch über das gleiche Thema; in diesem Falle Thomas Campbell's „Frederic the great and his times“. 2 Bde. London 1842.

(Seite 11.) **Schlosser**. 1, 232. In der ersten Auflage (Geschichte des 18. Jahrhunderts in gedrängter Uebersicht 1 [1823], 61) sagt Schlosser nur, daß die Memoiren W.'s besser ungedruckt geblieben wären.

(Seite 11.) **L. Häuffer**, Macaulay's Friedrich der Große. Mit einem Nachtrag über Carlyle. Sybel's Historische Zeitschrift 1, 43—107. Ueber W.'s Memoiren S. 47—49.

(Seite 12.) **Janssen**. Persönliche Erinnerung. Als er einmal unseren erkrankten Geschichtslehrer Th. Creizenach für eine Stunde vertrat, hat er fragend und erzählend auch den protestantischen Schülern Macaulay's Essay angelegentlich empfohlen.

(Seite 12.) **Carlyle**, History of Friedrich II of Prussia. London 1858—65. Ueber die Memoiren (Uebersetzung von Neuberg 1, 400): „Ein wahrhaftiges Buch, mit Herz, Auge und Verständniß verfaßt . . . Voller Irrthümer ist es freilich und übertreibt entseßlich auf seine gellende weibliche Weise; aber es ist erhaben über die Absicht, hinter das Licht zu führen: ziehe den nöthigen Subtrahend ab, — sage etwa 25 Prozent oder in äußersten Fällen sogar 75 Prozent, — und du erhältst irgend ein Bild glaubbarer Wirklichkeiten von Wilhelminen“. Vgl. auch (Neuberg) 1, 626 u. 3, 564.

(Seite 14.) **Hanke**. Ueber die Glaubwürdigkeit der Memoiren der M. v. B. Abhandlungen der Berliner Akademie 1849: jetzt S. Werke 24, 57—70.

(Seite 14.) **Briefwechsel Friedrich's und Wilhelmine's**. C. 27, 1.



(Seite 15.) **Verz.** Ueber die Denkwürdigkeiten der Markgräfin v. B. Philolog.-historische Abhandlungen der Berliner Akademie 1850 (erschienen 1852), 117—135. Vgl. bes. S. 124. Beigegeben ein Facsimile der Originalhandschrift mit Superville's Korrekturen.

(Seite 16.) **Troyfen.** Die Memoiren der M. v. B. in Geschichte der preuß. Politik IV 4 (1870), 33—96. Der Aufsatz in der Zeitschrift für preuß. Geschichte 8 (1871), 194—208 von Karl Matthias ist nur ein Referat über Troyfen ohne selbständigen Werth.

(Seite 16.) **Allgemeine deutsche Biographie.** Verfasser des Artikels ist F. Hirsch. Die späteren Memoirentritiker s. unten S. 222 f.

(Seite 17.) **Kozer.** Früheres Urtheil u. A. Zeitschrift für preuß. Geschichte 18 (1881) in den Mittheilungen aus den Briefen Luise Ulrike's. Die mildere menschliche Beurtheilung Wilhelmine's in „König Friedrich d. G.“ 2 (1899) war nach 1, 483 f. (1893) nicht vorauszusetzen.

(Seite 17.) **Lavisse,** La jeunesse du grand Frédéric. 2<sup>e</sup> édit. 1894. Ueber W. S. 149—155 und passim.

## II.

(Seite 23.) **Wilhelmine** war der Rufname. In der Taufe erhielt sie die Namen Friederike Wilhelmine Sophie. Die Einbände ihrer Bücher tragen in Goldpressung unter der Krönungskrone die verschlungenen Initialen F.S.W.

(Seite 23.) „**Näherwerk**“ der Königin. „Die Königin soll gar kein Gehör in nichts haben, sondern manchmal mit was unfreundlichen Expressionen zu ihrem Näherwerk verwiesen werden, übrigens aber bezeigt er ihr viel Liebe . . .“ Bericht des kaiserl. Gesandten Graf Schönborn-Buchheim vom 2. Mai 1713. Acta Borussica 1, 445 f. Ueber die Einschränkung des Hofstaats ebenda 1, 318 ff.

(Seite 24.) Die „**vornehmsten und schlimmsten**“. Politisches Testament Friedrich Wilhelm's I. von 1722. Vgl. die

Univerſitätsrede G. Schmoller's zum 27. Januar 1896. Seite 12:  
„Mein lieber Successor muß ſie den Daumen auf die Augen  
halten“.

(Seite 24.) **Urtheil des englischen Geſandten.** Raumer,  
Beiträge zur neueren Geſchichte. III 1, 492.

(Seite 25.) **Peſne.** Eine Reproduktion ſeines Bildes  
u. A. bei Duden, Das Zeitalter J. d. G. I. Ich will übrigens  
nicht verſchweigen, daß Carlyle, den die Sirtinische Madonna  
kalt geſaſſen hat, über dieſes Bild ſehr günſtig urtheilt.

(Seite 26.) **Paradeprüfung J. W.'s I.** Bratuschef,  
Erziehung Friedrich's d. G. S. 27. In Erlangen aus W.'s  
Bibliothek mehrere Prachteremplare des „Telemach“.

(Seite 26.) **Unterricht in Sprachen u.** Schreiben und  
Franzöſiſch lehrte ſie der Schreiblehrer des Joachimſthal'schen  
Gymnaſium, Hilmar Curas (Bratuschef 18. 110), Engliſch der  
Kaplan der engliſchen Geſandtschaft Dr. Villa (ſeit 1722; vgl.  
Forkungen zur brandenb.-preuß. Geſchichte 8 [1895], 491),  
Lautenſpiel (ſeit Juli 1728) der kurſächſiſche Kammermuſiker  
Weiße (Bratuschef 33. Ranke, Werke 27, 87), Religionsunter-  
richt Andrea (ſ. u. S. 203 u. Bratuschef 23).

(Seite 27.) **La Croze,** Maturin Beſſière (1661—1739).  
Jordan, Histoire de la vie de la Croze. Bratuschef 20—22.  
111 f. Harnack, Geſchichte der Berliner Akademie 1, 106—9.  
Urkundenband Nr. 59. Archiv für das Studium der neueren  
Sprachen, 105 (1900), 342. 332. Ein Stich nach ſeinem Bilde  
bei Jordan. Wo das Original hingekommen iſt, weiß ich nicht.  
Histoire du chriſtianisme des Indes. A la Haye. Vaillant &  
Prevost 1724. Die Widmung „à ſon altesse roiale madame  
la princesse de Prusse“ vom 30. Januar 1723. Dedikations-  
exemplar mit dem nachträglich aufgedruckten Monogramme  
Wilhelmine's. Erlangen Un.-Bibl. (Thl. IX, 90).

(Seite 28.) **Johann Colmar,** Die Welt in einer Ruße  
oder kurzer Begriff der merkwürdigſten Weltgeſchichte durch  
Frage und Antwort erläutert und mit einer richtigen Folge

aller Regenten der sogenannten vier Monarchien. Nürnberg 1730. S. 119 f. In der Vorrede nennt Colmar als seine Vorläufer: G. A. Schmidt's *sculptura historiarum* (1697) und S. Faber's *orbis terrarum in nuce* (beide mit Kupfern). Auch die Schöpfungstage werden von Colmar besungen:

„Der fünfte hat den Fisch- und Vogelfang gebracht,  
Den sechsten ward das Vieh und auch der Mensch gemacht“.

(Seite 29.) **Vossuet.** Ueber Inthof's Uebersetzung Fester, Mittheilungen des Instituts für österreich. Geschichtsforschung 18 (1897), 148 f.

(Seite 30.) **Handschriftlicher Leitfaden** von La Croze. Drei in Maroquin gebundene Bände. Erlangen. Un.-Bibliothek Ms. 1764—66. Titel: „*Elemens abbregez de l'histoire universelle à l'usage de son altesse roiale madame la princesse de Prusse. A Berlin l'An 1717*“. Die Jahre 1719 und 1721 auf dem Titelblatt von Band 2 und 3. Viele Jahreszahlen sind ausgestrichen. I beginnt mit der Frage: „*Qu'est ce que l'histoire?*“ Antwort: „*C'est un recit des choses qui se sont passées dans le monde*“. Eintheilung der Geschichte in „*histoire sainte*“, enthalten in der Bibel, und „*histoire profane*“, enthalten in allen anderen Denkmälern der Vergangenheit. Eintheilung der „*histoire sainte*“ in 1) „*l'etat de la loi de nature*“ (Adam bis Moses), 2) „*l'etat de la loi écrite*“ (Moses bis Christus), 3) „*l'etat de la loi de grace*“ (seit Verkündung des Evangelium). *Histoire profane*: 1) „*tems obscur ou incertain*“ (ErSchaffung der Welt bis zum Ursprung der griechischen Fabeln oder der Sündfluth), 2) „*tems fabuleux*“ (von der Fluth bis zur Einrichtung der Olympischen Spiele), 3) „*tems historique*“ (von da bis zur Gegenwart). Definition der Epochen und Perioden. „*Une epoque est un événement memorable auquel on assigne les années qui lui conviennent et duquel on se sert pour fixer l'ordre des tems et pour soulager sa memoire*“. „*Une période est la suite des événements et des années qui se sont écoulées depuis une époque jusqu'à l'autre*“. Die Eintheilung nach Weltmonarchien nennt

La Croze „une division ancienne et qui a son usage“. Von seinen Urtheilen zur Charakterisirung seiner Unterrichtsweise hier noch einige: Anlässlich der Dogmen des Pythagoras bemerkt er: „Il y en a de fort ridicules, comme la metempsychose ou transmigration des ames qu'il enseignoit comme une vérité“. Bei Erwähnung der griechischen Tragiker: „C'est sur le model de ces auteurs que nos bons poëtes se reglent aujourd'hui“. Sokrates heißt: „le plus grand homme que la Grèce ait jamais produit. Il rappella les hommes de leurs vaines occupations à la connaissance d'eux mêmes et à l'étude de la vertu“. Auf die Frage, ob außer den historischen Büchern des Neuen Testaments keine anderen gleichzeitigen Historiker die Ereignisse der drei ersten Jahrhunderte der Kirche behandelt haben, lautet die Antwort: „Non, et il ne nous reste que peu de monumens de ces tems-là. Tout ce que nous savons de plus certain, c'est que l'église de Dieu en moins de deux cens ans se repandit dans tous les pais du monde“. Der Geschichtenerzähler La Croze ist u. A. erkennbar in der Charakteristik des Vaters Kaiser Nero's: „Méchant mari d'une méchante femme. Quelqu'un le félicitant au jour de la naissance de Neron son fils, il repondit: de ma femme et de moi il ne peut rien naitre que de tres mauvais“. Die Hinrichtung der Apostel Peter und Paul unter Nero ist nach La Croze „le sentiment le plus commun. Cependant il est certain qu'ils ne moururent point à l'occasion de l'incendie de Rome et d'ailleurs plusieurs savans hommes nient absolument que S. Pierre soit jamais venu en Italie“. Karl der Große „porta le titre et la dignité impériale dans la race des rois de France d'où elle est passée en Allemagne“. Heinrich I. („l'oiseleur“) bekriegte die Wenden, „nation selavone qui occupoient les lieux où sont présentement les marches de Brandebourg“. Nicht erwähnt wird die Erneuerung des Imperium durch Otto I. Auffallend kurz wird die Reformation behandelt. Sehr merkwürdig ist sein Urtheil über Cromwell, den er einen der größten und geschicktesten Politiker aller

Zeiten nennt, obwohl ihm die Hinrichtung Karl's I. als „un attentat horrible de ses propres sujets“ erscheint.

(Seite 32.) **Prüfungsarbeit W.'s:** „Les noms des roys et empereurs romains avec un abrégé de leur vie“. Erlangen. Un.-Bibl. Ms. 1775. Die künftige Memoiren-schreiberin kündigt sich schon hier in grotesken Vergleichen und Uebertreibungen an. Nero ließ die Christen in weiße Tücher einschlagen und verbrennen „comme de bougies“; seine Mutter tötete er „d'un coup de pied dans le ventre cette impératrice etant grosse“. Vitellius war ein solcher Gourmand, daß alle Einnahmen des römischen Reiches für seine Tafel nicht ausreichten! Doch daneben über Trajan: „bien heureux sort d'imortaliser sa mémoires dans le cœurs de ces sujets“.

(Seite 33.) **Einwirkung W.'s auf J.** Memoiren und Tagebücher von Heinrich de Catt. Publ. 22, 71. 184.

(Seite 34.) **Frédéric le Philosophe:** E. 27, 1 XIII.

(Seite 34.) **Duhan:** Koser, Friedrich als Kronprinz S. 3.

(Seite 34.) **Urtheil J. W.'s I. über die Franzosen.** Bericht von de la Chétardie (23. August 1732) bei Lavisse, Le grand Frédéric avant l'avènement. S. 305.

(Seite 36.) **Bibliothek W.'s.** Fester, Beiträge zur Geschichte der Universität Erlangen S. 10 f., wo dieselben Gedanken in speziellerer Anwendung ausgeführt sind.

(Seite 36.) **Englische Familie.** Lavisse, S. 170.

(Seite 37.) **Sophie Dorothea.** Koser, J. als Kronprinz 11—13 u. die bei ihm S. 223 zitierte Literatur. Lavisse, Jeunesse du grand Frédéric 141—49. 153 ff. u. passim. Ihre Briefe an J. E. 26, 65—75. Ueber ihr Verhältniß zu W. vor der Vermählung W.'s liegen, von den Memoiren abgesehen, keine näheren Aufschluß gebende Zeugnisse vor. S. unten Seite 195.

(Seite 39.) **Wachsende Erkältung.** Vgl. u. A. Journal de Seckendorff 69 zum 8 Juni 1735.

III.

(Seite 40 ff.) **Englisches Heirathsprojekt.** Vgl. außer Koser und Lavisse namentlich die wichtigen Mittheilungen Nden's aus den Londoner und Wiener Archiven. Forschungen zur brandenb.-preuß. Gesch. 7 (1894), 377—407. 8 (1895), 487—522. 9 (1897), 23—53. Nden zieht jedoch aus seinen Akten m. E. falsche Schlüsse, wenn er behauptet (7, 407; 8, 508 u. öfter), „der englische Hof habe weder die einfache noch die doppelte Heirath gewollt, sondern durch eine bloße Scheinverhandlung lediglich beabsichtigt, den preussischen Hof vom Kaiser loszureißen, in London die Abberufung des preussischen Residenten Reichenbach, in Berlin die Entlassung des Ministers v. Grumbkow durchzusetzen“. Der Sturmlauf gegen Reichenbach und Grumbkow gehörte wohl zu Hotham's Aufträgen, aber er war nur Mittel zum Zweck einer englisch-preussischen Interessenallianz, für welche Georg II. in der einfachen Heirath des preussischen Kronprinzen und einer seiner Töchter die beste Garantie sah. Vgl. Reichenbach's Bericht an Grumbkow vom 6./17. März 1730 (a. a. O. 8, 185): „Comptez que la Reine d'Angleterre joue de grands intrigues avec le mariage. Tout le projet y va pour rendre les pays du Roi dependants ou comme un Gallopin du Roy d'Angleterre, où on ne sauroit arriver que par l'union d'Amélie avec le Prince Royal“. Der „gallopin“ ist natürlich darauf berechnet, Friedrich Wilhelm I. in den Harnisch zu bringen, aber die Thatfache, daß Georg II. die englische Heirath des Kronprinzen wünschte, wird auch durch ein Schreiben des Lord Townshend an Hotham vom 16./27. April 1730 (8, 191) bestätigt: „Se. Majestät hat mit großer Befriedigung bemerkt, mit welchem Geschick Sie, ohne sich selber zu eröffnen, verstanden haben, den König von Preußen fühlen zu lassen, daß des Königs fester Entschluß ist, beide Heirathen zu gleicher Zeit zu schließen“, d. h. die von F. W. I. gewünschte, ihm gleichgültige Heirath seines Sohnes mit W. nicht ohne die Heirath seiner Tochter mit Kronprinz F. Willigte er aber sofort in die einfache Heirath seines Prinzen mit W., so gab er das Mittel aus

der Hand, Fr. W. I. zur Einwilligung in die englische Heirath seines Kronprinzen zu vermögen. S. a. a. D. 510 unten. Vgl. auch Forsch. 7, 382 die ganz ernst gemeinten Vorschläge Georg's II., „dem Könige von Preußen die Lasten“ der englischen Heirath seines Sohnes „zu erleichtern“, Vorschläge, die auf den Geiz Fr. W.'s berechnet waren, ihn aber schwer beleidigten. Auch das Schreiben der Königin Karoline an Sophie Dorothea aus dem Dezember 1729 (Forsch. 7, 379 f.) spricht gegen Dncken. Es ist vom englischen Standpunkte ganz offen und läßt über die Wünsche Georg's II. keinen Zweifel, so daß für die folgenden Mißverständnisse nicht die Kurialien des von Hotham mitgebrachten Handschreibens Georg's II., sondern lediglich die Wünsche Fr. W.'s I. und ihre Unvereinbarkeit mit den englischen verantwortlich zu machen sind. Wir kennen nicht den vorausgegangenen Briefwechsel Karoline's und Sophie Dorothea's, aber wir dürfen wohl annehmen, daß Karoline über die von Fr. W. veranlaßte Anfrage Sophie Dorothea's wegen der Vermählung W.'s sich mit Recht erstaunt zeigte, weil sie ihre Schwägerin nie in Zweifel darüber gelassen hatte, daß Georg II. nur in die einfache englische Heirath des preußischen Kronprinzen oder in die Doppelheirath einwilligen werde. Ich kann also in der Fassung ihres Briefes nichts Höhnisches entdecken (8, 489). Wohl aber möchte Dncken's Vermuthung stimmen, daß Sophie Dorothea ihrem Gemahl die Antwort der Königin von England unterschlagen hat. So erklärt es sich wenigstens am besten, daß Fr. W. I. der Ankunft Hotham's mit frohen Erwartungen entgegenschah (Berichte Dubourgays' vom 2. u. 7. März 1730, Forsch. 8, 496. 498) und den englischen Antrag auf eine Doppelheirath als eine neue Bedingung hinstellte (Forsch. 9, 28), was er in Wahrheit nicht war. Dncken's Voreingenommenheit wird nur dadurch verständlich, daß er die Mittlerrolle Sophie Dorothea's zu wenig beachtet. Auch Koser erklärt in der eben ausgegebenen 2. Auflage seines Kronprinzenbuches S. 233, daß er sich Dncken's Schlußfolgerungen auf den eigentlichen Zweck der Sendung Hotham's nicht anschließen könne.

(Seite 40.) **Beschäftigung mit der englischen Liturgie; Addison; Pierre de Provence.** Fester, Beiträge zur Gesch. der Univ. Erlangen. S. 12. Publ. 22, 71. 404. Ich würde Scarron hier nicht erwähnen, wenn nicht die nur durch die Memoiren W.'s bezeugte Beschäftigung mit dem „Komischen Romane“ des französischen Humoristen durch ältere Ausgaben seiner Werke in W.'s Bibliothek indirekt bestätigt würde.

(Seite 44 f.) **Francke; Freylinghausen; Sedendorf.** Kramer, Neue Beiträge zur Geschichte August Hermann Francke's (Halle 1875). S. 170. Bgl. S. 182 Francke's Gespräch mit Frau v. Kameke, welche „sonderlich die älteste Prinzessin lobete, die noch viel bei ihm (dem Kronprinzen) ausrichten könnte“. — Krieger, Sieben Tage am Hofe Friedrich Wilhelm's I. Tagebuch des Professors J. N. Freylinghausen über seinen Aufenthalt in Wusterhausen vom 4.—10. September 1727 (Berlin 1900). S. 54. 111 f. — Sedendorf an Prinz Eugen 22. Januar 1727. Förster, Friedrich Wilhelm I. 3, 339.

(Seite 46.) **Diner vom 4. April.** Sauveterre bei Lavisse 213 ff., Hotham u. Sedendorf. Forsch. 7, 87. 91. 100.

(Seite 47.) **Klumpheit Hotham's.** (Forsch. 9, 31 ff.) Duden sieht in dem Abbruch der Verhandlungen durch Hotham einen Beweis, daß es nur Scheinverhandlungen gewesen seien. Thatsächlich hat die englische Regierung 1731 wieder da anknüpfen wollen (Seite 55), wo man vor Hotham's Abreise stehen geblieben war. Selbst wenn Duden Recht hätte, wäre in London doch kein Bruch beabsichtigt gewesen. Der Botschafter war weniger durch das Hinwerfen des überreichten Grundskow'schen Originalbriefes als durch die brüste Verabschiedung, das einfache Stehenlassen, beleidigt, doch wird man sein Verhalten in London schwerlich gebilligt haben. Der Briefwechsel zwischen Guy Dickens und seinem Hofe verdiente ebenfalls, zu weiterer Aufklärung lückenlos veröffentlicht zu werden.



(Seite 47.) **Ansprache vom 26. Februar 1713.** Bericht des sächsischen Gesandten Manteuffel. Acta Borussica 1, 317.

(Seite 49.) **Lähmender Blitzstrahl.** „Dans ton premier printemps un foudre politique sur ta tête vint à crever“ sang Friedrich 1735. (E. 11, 33. Fester, Vorstudien zu einer Biographie der M. W. v. B. Forsch. zur brandenb. Gesch. 14 (1901), 488 ff.

(Seite 49.) **Antheil W.'s an der Intrigue.** Guy Dickens 19. August 1730 bei Raumer, Beiträge 3, 1, 521. Sotham über F.'s Briefe an die Schwester 15. April 1730. Forsch. 7, 396. Unden unterschätzt auch die Rolle des Lehrers W.'s im Englischen, Dr. Villa. Vgl. seine eigenen Mittheilungen. Forsch. 7, 381 f. 8, 491 f. Katte: Koser 35. Lavisse 234 f. Fester, Forsch. 14, 489.

(Seite 49 f.) **Guy Dickens, Sauveterre:** Raumer, Beiträge 3, 1, 525. 537. Lavisse 251.

(Seite 50.) **Erheuchelte Bettlägerigkeit** der Königin durch Sauveterre bezeugt. Lavisse 203. Der Argwohn des Königs war jedoch nicht immer gerechtfertigt. Vgl. Forsch. 8, 495.

(Seite 50.) **„Chi ha tempo“.** (E. 27, 3.

(Seite 50.) **Szene im Berliner Schlosse.** Publ. 22, 394. 36.

(Seite 51.) **Spruch der Prediger.** Guy Dickens 18. Nov. Raumer, Beiträge 3, 1, 549.

(Seite 51 f.) **„Englischer Wind“.** Die Citate aus Marginalverfügungen Fr. W.'s zu einem Schreiben Degenfeld's vom 24. Okt. 1730, 26. Mai u. 3. Juni 1731. Droysen IV, 4, 50. Weißenfels und Schwedt wurden von dem König offenbar nur vorgeschlagen, weil er von der Antwort der Königin Karoline auf den Brief seiner Gemahlin nichts wußte und seine Ungeduld an der Mittlerin Sophie Dorothea ausließ. Das geht namentlich aus dem Berichte Dubourgays' vom 31. Januar 1730 hervor. Forsch. 8, 173. 176. Vgl. oben S. 188.

(Seite 52.) **Vergleiche mit Bayreuth** von 1708 (?) und 1723: Faschmann, *Leben und Thaten Fr. W.'s 1*, 1002 f. Pöllnitz, *Lettres et mémoires*, 5e édit. 1 (1738), 190 behauptet, Georg Friedrich Karl habe Fr. W. I. 480 000 fl. geschuldet und zurückgezahlt, nachdem er diese Summe gegen große Interessen vom fränkischen Kreise entliehen hatte.

(Seite 53.) **Die Bayreuther Mariage.** Drohungen des Königs. Guy Dickens 19. Mai 1731. Raumer, *Beiträge III*, 1, 559. Der Unterwerfungsbrief: Lavisse 353. Lord Chesterfield's Einwilligung in die einfache Heirath. Droysen *IV*, 4, 50. Das Datum der Parade bei Faschmann, *Leben und Thaten Fr. W.'s 1*, 421. Ueber die Verlobungsfeierlichkeit Guy Dickens bei Raumer, *Beiträge III* 1, 559—560.

(Seite 55.) **Kälte gegen den Bräutigam.** Guy Dickens. Raumer, *Beiträge III* 1, 564. Vgl. auch Seckendorf an Prinz Eugen. 19. Juni 1731. Förster 3, 75.

(Seite 56.) **Begegnung vom 15. August 1731.** Die Drohung gegen W. nach Grumbow's Aufzeichnung. Förster, *Fr. W. I.* 3, 52.

(Seite 57.) **Urtheil über die Braunschweigerin.** Fr.'s Briefe an Grumbow. Publ. 72 passim. An W. 6. März, 5. Sept. 1732. *CE.* 27 I, 4. 8. „Je ne prendrai jamais de femme que des mains de madame la margrave de Baireuth“. An Grumbow Ende Dezember 1731 oder Anfang Januar 1732. Publ. 72, 13.

#### IV.

(Seite 58.) **Rolle des Ehemannes.** Ueber den ehelichen Verkehr der Gatten das Journal de Seckendorf zum 5. Oktober. 1734. *S.* 11. „Wenn Ihr einen Sohn haben werdet, da will ich Euch reifen lassen“. *Fr. W.* an Fr. 4. Febr. 1732. *CE.* 27, III, 54. Vgl. Förster 3, 159. Publ. 72, 27. Ueber das Rheinsberger Zusammenleben Koser 122 f. Auch hier ist nichts zu beschönigen. Wenn Fr. das häusliche Behagen angenehm empfand, so war der Grund des Zusammenlebens doch wohl kein anderer als der im Texte angegebene.

Lavisse (Le grand Frédéric avant l'avènement) bricht für Elisabeth Christine ritterlich eine Lanze, aber bei allem Bedauern mit diesem Schlachtopfer der Politik wird man doch weder den Egoismus noch die Kälte F.'s nach allem Vorausgegangenem unbegreiflich und unentschuldigbar finden.

(Seite 59 f.) **Friedrich von Bayreuth.** Eine Helio- gravüre nach seinem Bilde bei Fester, Beiträge zur Gesch. der Univ. Erlangen. Vgl. ebenda 1 f. Heinrich im Archiv für Gesch. des Obermainkreises 2 (1835) 2, 1 ff. (mit Vorsicht zu benutzen). v. Meyer, Nachrichten von der Verfassung des Fürstenthums Bayreuth. — Kollegienheft. „Frederic MDBC (margrave de Bareith-Culmbach) a écrit ce cours de géométrie pendant mon (sic) séjour à Genève A 1728 manu propria.“ Erlangen. Un.-Bibl. Ms. 1763. F. an Grumbkow 19. Okt. 1732. Publ. 72, 73: „Son fils (der Erbprinz) est bien aimable, et je lui trouve le meilleur cœur du monde. Tout ce que je trouve à redire, ce sont de certaines distractions qu'il a et qui ne siéent pas bien“.

(Seite 61.) **Ode von 1749.** CE. 10, 166.

(Seite 61.) **Wildtanz und Hofkapelle.** W. an F. 25. Juni 1735 (über das Datum des vorausgehenden Briefes Forsch. zur brandenb. Gesch. 14, 490 Anm.) CE. 27, I, 29: Il „a miaulé de si bonne grâce et d'un ton si mélodieux, que je me suis repentie de ma cruauté, puisque j'aurais pu le faire maître de chapelle de la belle musique que vous avez entendue ici“.

(Seite 62.) **Kleintheater eine Landplage.** Beste Charakteristik der „abgestorbenen kleinen Fürstenthümer“ bei Berthès, Deutsches Staatsleben vor der Revolution 142 ff.

(Seite 63.) **Vorschüsse F. W.'s.** Fasmann 1, 479. F. an Grumbkow. Publ. 72, 16 ff. Schulenburg an Grumbkow 19. Oktober 1731. Förster. 3. 71 f. BC. 23, 10.

(Seite 63.) **Schwager Vogelsteller.** Daß „oiseleur“ in F.'s Brief an Grumbkow vom 19. Januar 1732 (Publ. 72, 17 der Ansbacher ist, ergibt sich aus F.'s Urtheil über den

Schwager, der sich von seinen Höslingen rupfen lasse, „pourvu qu'il ait sa chasse au héron“. Schulenburg's Bericht vom 19. Oct. 1731 Förster 3, 71. „L'oiseleur“ wohl Reminiscenz an König „Henri l'oiseleur“ in dem Leitfaden von la Croze. Brutale Beschränktheit verräth auch das Porträt Karl Wilhelm Friedrich's im Ansbacher Schlosse. Vgl. zu seiner Charakteristik außerdem Kerker in den Forsch. zur brandenb. Gesch. 7, 209.

(Seite 62 ff.) **Befürderte Verdrängniß u. kaiserliche Pension.**

„Quel bonheur pour la bonne margrave est moi que pauvreté n'est pas vice“. Publ. 72, 15. Vgl. ebenda 17. 84. 90. Nach einem von Ranke mitgetheilten Briefe W's. vom 22. Nov. 1732 schenkte ihr der König „une terre de 22 000 écus“. „Das war doch so übel nicht“, bemerkt Ranke dazu (W. 24, 65). Ganz recht, wenn nur der Kronprinz nicht am 26. December an Sedendorf schrieb: „Pour l'amour de Dieu, s'il y avait moyen d'améliorer son sort auprès du Roi; elle a des promesses très avantageuses de sa propre main, mais tout reste là“. Förster 3, 225. Ueber die Pension, die Briefe Sedendorf's an Prinz Eugen, Friedrich's an Sedendorf und Grumbkow. Förster 3, 146. 148. 225. 232 f. — Arneht, Prinz Eugen 3, 340. 583 Anm. 17. — Publ. 72, 73. 103. Aus dem Schuldenregister F.'s ergibt sich, daß W. als Markgräfin, also zwischen 1735—40, ihm 5000 Thlr. geliehen hat, die durch den Staatsminister von Boden 1743/44 zurückgezahlt wurden. Forsch. zur brandenb. Gesch. 8, 226.

(Seite 64.) **Lustig wie ein Buchfink.** Kofer 73. 242. Ranke, W. 24, 65.

(Seite 64.) **Wochenbett.** Ranke 24, 64. Grumbkow an F. 3. Febr. 1733. Publ. 72, 25. E. 27 I, 6 ff. Die Entbindung erfolgte am 30. August 1732.

(Seite 64 f.) **Basewalk.** Am 5. August 1733 wurde das Regiment vom Könige gemustert. Faschmann 1, 495. Ebenda 493 über die Anwesenheit des Erbprinzen bei der Berliner

Fester, Bayreuther Schwester.

13

Revue am 27. Juni 1733. Schlechte Behandlung des Erbprinzen. Ranke, W. 24, 65. Publ. 72, 90 f.: „Il (F. W.) traite le Margrave de sot, de bête, ce qui met ce pauvre Prince au désespoir“.

(Seite 65.) **Ungarwein.** F. an Grumbkow 16. April 1733. Publ. 72, 104.

(Seite 65.) **Flora v. Sonsfeld**, Florentina Juliana, Freiin v. Wittenhorst-Sonsfeld, Canonissin des Stiftes Schelshede. Am 29. Sept. 1734 kann W. dem Bruder aufathmend schreiben: „Dieu merci nous sommes tranquilles ici: la belle de ces cantons ayant envoyé paître le Margrave et son amour, il tâche de décharger son courroux et son désespoir sur les autres pauvres amants“, d. h. auf der Hirschjagd. G. 27 I, 22. F. an Grumbkow 19. Oct. 1732. Publ. 72, 73. „Je souhaiterais de tout mon cœur qu'il plût à monsieur son beau-père de passer le pas; il se consolerait facilement, à ce que je crois, si seulement il avait assurance que l'on brasse de l'eau-de-vie dans le Ciel“. Die geschiedene Gemahlin Georg Friedrich Karl's war eine Prinzessin von Holstein-Beck.

(Seite 65 f.) **Schlüssel zu F.'s Briefen.** Publ. 72, 67.

(Seite 66 f.) **Seckendorf's Täuschung durch W.** An Prinz Eugen. 24. Januar 1733. Förster 3, 146.

(Seite 67.) **Flöte und Laute.** „que nous revissons ces heureux jours où votre principe (le luth) et ma principessa (la flûte) se baiseront“. F. an W. 1. Nov. 1730 G. 27 I, 3.

(Seite 68.) **„Ebenbürtig Paar“.** Antonius u. Kleopatra I, 1 nach Heyse's Uebersetzung.

(Seite 69.) **„Amitié de vieille roche“.** F. an W. 17. Sept. 1757. PC. 15, 351. G. 27 I, 305.

(Seite 69.) **Veränderte Haltung der Königin.** La reine „a paru fort attendrie sur votre maladie, mais du reste il me serait impossible de vous garantir si cela est

sincère ou non, car elle est totalement changée“. (E. 27 I, 14. Journal de Seckendorf zum 12. Juni 1735, S. 69: „Olympia (Sophie Dorothea) haît . . . la princesse héréditaire de Bayreuth et lui rend de mauvais offices auprès du père, en lui racontant toute sorte d'anecdotes odieuses; et c'est par là qu'elle gâte tout auprès de Junior (Kronprinz F.) qui estime cette sœur de Bayreuth au delà de l'expression et qui, selon les apparences, la fera briller un jour“. Die Königin war auch gegen die von F. W. gewünschte Abhaltung des Wochenbets in Berlin. Publ. 72, 25.

(Seite 70.) **Erste Ode an W.** (E. 11, 33—37. Zur Datirung Fester in Forsch. zur brandenb. Gesch. 14, 488—91.

(Seite 71.) **Le cas de changement.** (E. 27 I, 19—22. 25 ff. 76—81. Prinz Heinz: „Il faut que j'aille à présent de l'autre côté“. (E. 27 I, 26.

(Seite 72.) **Bayreuther Ansprüche auf Jülich u. Berg.** (E. 27 I, 62.

(Seite 73.) **Besuch im August 1740.** (E. 27 I, 90. Ansprache an die Ansbacher. Ebenda 91. Finanzen 91. 99.

(Seite 73.) **Soldatenfreude Ulrike's.** Roser, Mittheil. aus den Briefen Louise Ulrike's an August Wilhelm. Ztschr. f. preuß. Gesch. 18, 24. Arnheim, Aus den Briefen Ulrike's v. Schweden an die Königin-Mutter. Forsch. zur brandenb. Gesch. 2 (1889), 229 ff. Bes. der Brief an August Wilhelm vom 29. Septbr. 1744 (ebenda 548), wo sie sich „Brandenbourgeoise à brûler“ nennt.

V.

(Seite 75.) **Richte Grumbow's.** „L'infante de Casubie“. (E. 27 I, 24. Grumbow an F. 3. Febr. 1732: „Je n'entends mot de la jeune Margrave, je laverai la tête à ma carogne de nièce“. Publ. 72, 24. „Sa drôle d'humeur“. (E. 27 I, 23. Sie heirathete 1738 einen Herrn v. Veust.

(Seite 75.) **Meermann**, Johann Wilhelm; im Adresskalender von 1739 als Geh. Cammerier aufgeführt, gestorben 1757. *CE.* 27 I, 68–74. Noch 1745 nennt W. die Kammerfrau Namen „ma mortelle ennemie“. *Droysen* IV 4, 63.

(Seite 76.) **Albertine und Wilhelmine Dorothea von Marwitz**. *Droysen* IV 4, 55 ff. Ueber die Inschrift am Naturtheater: Tagebuch eines Hofmeisters auf einer Reise durch einen Theil des fränkischen Kreises. Erlangen 1788. 2, 54.

(Seite 78.) **Vermählung der Marwitz**. 8. April 1744. *Droysen* IV 4, 59.

(Seite 79.) **Politik Markgraf Friedrich's**. Schon 1742 ging der Markgraf seine eigenen Wege. Denn es ist wohl klar, daß seine Antwort auf die Anfrage seines Schwagers vom 9. December, er könne sich auf die Erklärung des Grafen Cobenzl nicht mehr besinnen, keine aufrichtige war. *Vgl. PC.* 2, 299 Anm.

(Seite 81.) **Verlobung Friederike Elisabeth's** s. unten S. 213.

(Seite 82 ff.) **Friedrich 1743 in Bayreuth und Ansbach**. Am 15./16. September übernachtete er auf der Reise nach Ansbach in Erlangen im Schlosse, Lehrte am 16. eine halbe Stunde bei seinem Residenten Buirette (in Nürnberg) ein, passirte am 20. Sept. wieder Erlangen und reiste am 1. Oct. von Bayreuth ab. Nach Ansbach begleiteten ihn: Prinz August Wilhelm, General v. Posadowski, Generaladjutant Oberst v. Bock, Major Graf v. Münchow, Major v. Rahlen, Major v. Chasot, Leutnant v. Wartenberg, Baron v. Pöllnitz, Geheimerath Eichel und ein Geheimschreiber. In Bayreuth blieb außer Voltaire Prinz Ferdinand während des Ansbacher Absteckers. *Vgl. Groß*, Auszug der neuesten Weltgesch. 3. Jahrgang S. 432, 439. Ueber den Ansbacher Aufenthalt der Bericht eines Augenzeugen bei Ch. Meyer, Hohenzollerische Forschungen 1, 452–55. Die Herzogin von Württemberg reiste am 27. Sept. nach Stuttgart ab. *Groß* 456. — „Festliche Tage“. Voltaire an Podewils 3. Oct. 1743: „j'y ai vu une

cour où tous les plaisirs de la société et tous les goûts de l'esprit sont rassemblés. Nous y avons eu des opéra, des comédies, des chasses, des soupers délicieux“. — „Mébea“. *E.* 27 I, 121. — Voltaire und Porporino. *E.* 27 I, 121. — Wilhelmine und Voltaire auf dem Schloßtheater. Voltaire an *B.* 15. Juli 1757 bei Horn, Voltaire u. die Markgräfin von *B.*, *S.* 157. Mangold, *Voltairiana inedita* *S.* 73 (nicht bei Moland). — Verse *B.*'s nach der Abreise an *B.* gerichtet bei Mangold a. a. *O.* 44. — „Neutrale Association“. Fichel an Podewils. 10. Febr. 1743. *PC.* 2, 324. Vgl. auch 484. — Politische Verhandlungen in Bayreuth und Ansbach. *E.* 3, 24. 31. Koser, König Friedrich 1, 204 ff. 618. Droysen V 2, 164—68. Voltaire an Amelot 3. Oct. 1743 bei Beuchot, *E. de Voltaire* 54, 587 ff. — „Die Bayreuther kriege ich nicht“ *z.* *F.* an Podewils. 22. Nov. 1743. *PC.* 2, 473.

(Seite 85.) **Graf Cobenzl.** Nach gütiger Mittheilung des Staatsarchivs in Wien gehören die von Arneht, Maria Theresia 2, 530 citirten Berichte vom 2. Nov. und 17. Dec. 1743 in das Jahr 1742. Daß *B.* schon wenige Tage nach dem Tode Karl's VI. sich in Gedanken mit Friedrich's eventueller Kaisercandidatur beschäftigte, geht aus ihrem Gespräche mit Manteuffel am 28. Oct. 1740 hervor. Vgl. *M.*'s Berichte vom 29. Oct. 1740 bei Heigel, *Der österr. Erbfolgestreit* und die Kaiserwahl Karl's VII. *S.* 328.

(Seite 86.) **Erlanger Zeitung.** Fester, Friedrich II. und die *E. B.* in Vorstudien, *Forsch. z. brandenb. Gesch.* 14, 492—516. Noch 1749 gedachte *F.* offenbar geringschätzig des Erlanger Redakteur Groß, wie mir Koser mittheilt. Vgl. *Histor. Taschenbuch* VI 2, 257.

(Seite 87.) **Wilhelmine's Beurtheilung.** Aus den Briefen Louise Ulrikens. *Zf. für preuß. Gesch.* 18, 27—29. *Forsch. z. brandenb. Gesch.* 2, 546 f. — Droysen IV 4, 62. *E.* 27 I, 137 u. ö. Maria Theresia's Empfang. *B.*'s Brief vom 3. Mai 1746. Droysen IV 4, 62 f.

(Seite 88.) **„Jene Creatur.“** *F.* 29. März 1746. *E.* 27 I, 140. Vgl. auch *S.* 143 vom 16. April.



(Seite 90.) **Verföhnung.** „Finette“. Kofer, König Friedrich 1, 484. 633. Forsch. 3. brandenb. Gesch. 14, 483 bis 488. „Ein kleiner Ring“. F. 22. Sept. 1747. G. 27 I, 165: „les hommes naissent pour faire“ etc.

(Seite 92.) **Dropsen's Urtheil.** IV 4, 60. Ein Verhältniß, wie es Dropsen zwischen der Markgräfin und der Gräfin Burghaus annehmen möchte, scheint zwischen der Lady Craven, der Maitresse des letzten Markgrafen von Ansbach-Bayreuth und der Gemahlin desselben bestanden zu haben. Diese aber, eine geborene Prinzessin von Sachsen-Coburg, war allem Anscheine nach weder geistig noch physisch normal. Vgl. Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Ansbach 1 (1826), 132. 142. 144. 278.

(Seite 93.) **Schicksale der Burghaus.** Bericht des Grafen Karl v. Cobenzl an den Großherzog von Toskana vom 2. Febr. 1743: Der Markgraf habe ihm aufgetragen, den Grafen Burghaus dem Großherzog „nachdrücklichst“ zu empfehlen. Der Markgraf sei dazu insbesondere durch die Tante des Grafen (Fr. v. Sonßfeld), Oberhofmeisterin der Markgräfin, vermocht worden. Gültige Mittheilung des Wiener Staatsarchivs. — Nach Groß, Auszug der neuesten Weltgeschichte 1745, S. 361 Nr. 45, schloß sich am 16. Juli 1745 der Oberst des Regiments Bayreuth, Graf Burghaus, in Nürnberg dem durchreisenden Prinzen Karl von Lothringen an. Die Gräfin Burghaus scheint indessen zunächst noch in Bayreuth geblieben zu sein. Wenigstens erwähnt der Freiherr v. Hagen in einem Berichte an Maria Theresia aus Frankfurt vom 12. October 1745 des Einflusses der Gräfin auf Wilhelmine und ihres Hasses auf F. II., weil dieser ihr die väterliche Erbschaft vorenthalte. (Wien. St.-A.) Eine Bestätigung des Einflusses darf man jedoch in diesem Berichte nicht sehen. Er zeigt nur, wie man sich auch im österreichischen Lager den unerklärlichen Langmuth der Markgräfin zu erklären suchte. Wäre der Haß der Burghaus auf F. II. von Oesterreich ausgenützt worden, so würde Hagen die Kaiserin

nicht erst 1745 davon unterrichtet haben. In Berlin glaubte man jedenfalls schon viel früher an österreichische Complotte in Bayreuth. — Der Brief Albertine's v. Podewils an die Burghaus vom 6. Oct. 1747 bei Droysen IV 4, 64.

(Seite 97.) **Testament von 1748.** Droysen IV 4, 69.

(Seite 98.) **Folichon und Biche.** E. 27 I, 179—83.

(Seite 99.) **Distractions.** Vgl. S. 192 zu S. 59. Auch ihrer Schwester Amalie gegenüber stellt W., als sie am 27. März 1752 das galante Bayreuth schildert, ihren Gemahl als glänzende Ausnahme hin. Droysen IV 4, 70.

## VI.

(Seite 100.) **Reconvalescençz F.'s.** Zur Datirung der von Preuß (E. 13, 30) mit dem irreführenden Datum des 3. April 1770 abgedruckten „*épître sur ma convalescence*“ Forsch. z. brandenb. Gesch. 14, 483 ff.

(Seite 100.) **Vielseitigkeit W.'s.** F. 7. Oct. 1747. PE. 5, 495. Vgl. E. 27 I, 216.

(Seite 101.) **Geschmackstempel von 1731.** Freie Uebersetzung der Stelle:

„On y sait fuir également  
Le précieux, le pédantisme“ etc.

(Seite 101.) **Eremitage.** Vgl. außer den Memoiren (Mém. 2, 252—58. Denkwürdigkeiten 2, 160—64) das oben S. 196 citirte Tagebuch eines Hofmeisters von 1788 Bd. 2, 20 ff. — Tournon, Die Provinz Bayreuth unter französischer Herrschaft (1806—10). Uebersetzt von Jahrbacher. 1900, S. 12. — Gurlitt, Geschichte des Barockstils und des Rococo in Deutschland 385. 469 f. und jetzt vor allem F. Hofmann, „Die Kunst am Hofe der Markgrafen von Brandenburg“ in Studien zur Deutschen Kunstgeschichte 32 (Straßburg 1901), 107—70, 208—10. Das alte Schloß, der Grottenthurm und der Mufenberg wurden schon unter Georg Wilhelm von Baumeister Ränz angelegt.

(Seite 102.) **Prior und Priorin.** Pöllnitz, Nouveaux mémoires contenant l'histoire de sa vie. Francfort 1738. 2, 299—304. Erfinder der Eremitenspielerei war übrigens Markgraf Georg Wilhelm. Vgl. Pöllnitz, Lettres et mémoires. 5. éd. Francfort 1738. 1, 192 f.

(Seite 103 f.) **Bayreuther Hofgesellschaft.** Denkwürdigkeiten 1, 267. 273 f.; 2, 179. Mémoires 2, 10 f. 19. 275. „Von anderer Seite“: Nachrichten von der politischen und ökonomischen Verfassung des Fürstenthums Bayreuth. Gotha 1780, S. 27. Verfasser des Buches ist nach einem älteren Eintrag in dem Erlanger Exemplare der frühere brandenburgische Kammerherr J. G. v. Mayer, gestorben 1788 als braunschweigischer Landdrost. Vgl. S. 27: „Sie brachte den Geist der wahren Hoheit, der Geselligkeit und die Liebe zu den Künsten und Wissenschaften mit sich nach Bayreuth“. — Frau v. Graffigny zc. Voltaire an Madame Denis 22. Aug. 1750, an die Markgräfin (Sept. 1750); 9. Dec. 1750. Oeuvres (Moland) 37, 158. 172. 211. — Du Chatelet. F. schreibt nach seinem Tode 26. Oct. 1747: „Je ne sais pas si tout ce que je dis n'est pas aussi fou qu'était la vie du défunt, et peut-être après ma mort me trouvera-t-on également quelque bouton sur la tunique interne du cerveau“. (E. 27 I, 167. Das Abenteuer Montperny's, der den Priester mit dem Sterbesacrament für den Apotheker mit der Klystirspritze hielt und demgemäß empfieng, erzählt Voltaire am 24. Aug. 1750 seiner Nichte mit dem Zusatz, daß es von seinem Secretär in Versen, die man ihm zuschreibe, besungen worden sei. Oeuvres (Moland) 37, 160. Auf diese natürlich von Voltaire verfaßte Improvisation bezieht sich in Lessing's Sinn- gebicht „Auf . . .“ die Stelle: „B. . . wars, der von dem schrecklichen Oedip den saubern Wiß bis zu Montperniaden trieb“. Lessing's Werke (Hempel) 1, 150. Bei Montperny wohnte W. nach dem Schloßbrande von 1753. Heinrich, Beiträge zur Gesch. von Bayreuth (1839) S. 3 behauptet, W. habe beim Schloßbrande verdorbenes Silber nach Paris zur

Umarbeitung mitgenommen, aber nicht zurückgeschickt, doch verdient diese aus der Bayreuther Klatschtradition stammende Verdächtigung des sonst nur mit Ehren genannten Hofmarschalls keinen Glauben. Vgl. Wilhelmine an Voltaire 12. Juni (1752) gelegentlich seiner Erkrankung: „Il faisait la meilleure pièce de notre petite société“. Oeuvres de Voltaire (Moland) 37, 439. Voltaire an W. (Anf. Aug. 1752): „Je suis bien touché de l'état de M. de Montperny: Votre Altesse royale perdrait là un serviteur tel que les princes n'en trouvent guère“. 37, 462. Und nach W.'s Tod J. an W. 20. (Januar) 1754: „Je plains le Margrave de la perte qu'il fait en Montperni; des gens aimables et avec cela fidèles ne se trouvent pas communément“. E. 27 I, 2:38 f. — Marquis d'Abhémar. Sämmtliche Briefe Voltaire's und der Markgräfin vom 9. Dec. 1750 bis zum 27. Juni 1752 beziehen sich auf sein Engagement. Er trat zwischen dem 12. Juni und August 1752 in den Bayreuther Hofdienst für 4000 Livres Gehalt, freie Tafel etc. Voltaire, Oeuvres (Moland) 37, 211 f. — 215. 217. 223. 225. 234. 235. 245. 257. 277. 403. 414. 428. 431. 439. 441. 462. Abhémar verfaßte nach W.'s Tod ein „éloge“. E. 26, 108. — Ludwig Alexander von Mirabeau wurde erst 1754 mit dem markgräflichen Paare bekannt. Erdmannsdörffer, Mirabeau, S. 7. Ueber seine diplomatische Mission vgl. S. 215. — Algarotti befand sich 1740 in J.'s Gefolge. Koser I, 32 f.

(Seite 104.) **Viermaliger Besuch Berlins und Potsdams.** 1740 Oct. 17. (19?) bis 1741 Januar 5; 1747 August 15 bis Ende August(?); 1750 August 8 bis Novbr. 26; 1753 Oct. 4 bis Nov. 14. Hödenbeck, Tagebuch aus Friedrich des Großen Regentenleben I, 23. 25. 144 f. (vgl. E. 26, 98) 205 ff. (vgl. E. 27, 197) 259 f. Wohl bei dem Besuche von 1750 ist Voltaire's „quatrain sur l'anniversaire du mariage de la margrave de Bareuth“ entstanden (bei Abvielle, Voltaire. Lettres et poésies inédites. Paris 1872):

„Aujourd'hui l'himen le plus tendre  
D'un mortel a comblé les vœux.

Qui peut Vous voir et Vous entendre  
Est, après lui, l'homme le plus heureux“.

(Seite 104.) **Einfidelei.** W. an Voltaire 10. Dec. 1750:  
„nous avons grand besoin de secours pour remplir les vides  
de la conversation. Nos entretiens me semblent comme la  
musique chinoise, où il y a de longues pauses qui finissent  
par des sons discordants“.

(Seite 104.) **Correspondenz mit Voltaire.** 25 ungedruckte  
Originalbriefe Voltaire's (24 an W., einen an d'Abhémar)  
fand Georg Horn unter den Papieren der Familie v. Mielzel  
und gab sie zunächst 1865 (Berlin) in deutscher Uebersetzung  
heraus unter dem Titel: Voltaire und die Markgräfin von  
Baireuth, 1866 in der Revue française im Originaltext (mir  
nicht zugänglich, weder auf der Berliner noch der Münchner  
Bibliothek). Der ganze Briefwechsel jetzt in der Moland'schen  
Ausgabe der Oeuvres de Voltaire Bd. 37—39; 50 unter  
Nr. 2121. 2156—58. 2160—61. 2169. 2171. 2178. 2180. 2189.  
2207. 2239. 2354. 2362. 2366. 2380. 2382. 2386. 2389. 2404.  
2454. 2456. 2585. 2588. 2650. 2683. 3120. 3291. 3330. 3394.  
3397. 3404. 3416. 3431. 3502. 3507. 3667. 10 239. Bei Mo-  
land fehlt W.'s Brief vom 15. Juli 1757 (bei Horn 156),  
nach dem franz. Original bei Mangold, Voltairiana inedita  
73 f. Vgl. auch Bengesco, Voltaire, Bibliographie de ses  
œuvres 3, 258 f.

(Seite 104 f.) **Bibliothek W.'s als Denkmal ihrer geistigen  
Richtung.** Vgl. Jester, Beiträge zur Gesch. der Universität  
Erlangen. Leipzig 1901, S. 5—21.

(Seite 105.) **La Croze als philosophischer Berather.**  
Seine beiden undatirten Antworten bei Jordan, Histoire de  
la vie de Mr. la Croze 149—156. Ob die Markgräfin sich  
an ihn erst gewendet hat, nachdem ihr Friedrich eine Be-  
rufung Duhan's abgerathen hatte (27. Dec. 1735. OE. 27  
I, 36) bleibt dahingestellt. Vermuthlich fallen Anfrage und  
Antwort in den Anfang ihrer philosophischen Studien.

Bratuschek S. 112 datirt ohne Angabe seiner Gründe die Briefe von 1735. In einem Briefe an Bruder von 1731 (Bratuschek 112) bekennt sich la Croze zur atomistischen Lehre Cordemoy's. Auch die Briefe an W. widersprechen der von Bratuschek und A. Harnack (Geschichte der Berliner Akademie der Wissenschaften 1, 109) festgehaltenen Behauptung Friedrich's II. (an Voltaire, Mai 1739 (E. 21, 292), daß la Croze ein unbedingter Cartesianer gewesen sei. — Pyrrhonismus, Mémoires (1810) 2, 258.

(Seite 106.) **Confirmation W.'s.** Das Glaubensbekenntniß war mir nicht zugänglich. F. Cramer, Zur Geschichte F. W.'s I. u. F.'s II. (2. Aufl. 1833 S. 47) sagt, es leide an scholastischer Ueberfüllung. Johann Ernst Andread, geb. 1679, Professor in Marburg, Prediger in Hamburg, seit 1709 Hofprediger in Berlin, starb am 29. Juli 1731. Vgl. auch Stenzel, Gesch. des preuß. Staates 3, 575.

(Seite 107 f.) **Der Pietismus in Schwaben und Franken.** Francke's Reise in das Reich. Kramer, Neue Beiträge zur Geschichte A. G. Francke's 187 ff. — Vgl. auch über die Popularität und Ausartung des Pietismus K. Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert 2, 334 ff.

(Seite 108.) **Silchmüller.** Die Bayreuther Kirchengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts ist noch Brachland. S.'s Berufung wird von ihm selbst erwähnt in seinem „Denkmahl der letzten Stunden des Fürsten Georg Friedrich Carl 1735“, separat erschienen und wieder abgedruckt in (Johann) Ernst Reichmann's) Historischer Beschreibung des Frauenlosters Himmelcron nebst einer Lebensbeschreibung Herrn Georg Friedrich Carl“ 2c. Bayreuth 1739 (Bayreuth Kanzleibibliothek), S. 101 ff. 1728 wurden die Consistorialräthe Oberhofprediger und Superintendent Hagen, Archidiacon Roth zu Mönchberg und Silchmüller auf markgräfliches Rescript hin von dem Consistorium mit der Abfassung eines Katechismus betraut, der, von S. allein bearbeitet und von seinen Collegen gebilligt, 1732 in Druck erschien. Daß und

weßwegen dieser alsbald angefochten wurde, ersieht man aus den „Drey theologischen Gutachten, welche die theologischen Facultäten zu Leipzig, Jena und Tübingen über den zum Gebrauch in Kirchen und Schulen des Marggraffthums Brandenburg-Culmbach edirten erläuterten kleinen Katechismus Lutheri, auf geschehenes Erfordern ausgestellt und mit Erlaubniß des . . . Consistorii samt einem kurzen Vorbericht von der Veranlassung derselben zum Druck befördert worden durch J. Ch. Sitschmüller“. Bayreuth 1735 (Bayreuther Kanzleibibliothek). In der 2. Auflage des Katechismus von 1734 wurden diese Gutachten berücksichtigt. Das Tübinger hatte im allgemeinen zustimmend gelautet; auch die Leipziger Theologen fanden, daß der Katechismus „in denen Haupt-Punkten mit der H. Schrift und denen Symbolischen Büchern unserer Evangel. Kirche übereinstimme“, während die Jenenser die Nothwendigkeit einiger Aenderungen „zu mehrerer Bewahrung der reinen Lehre“ energisch betont hatten. Ueber die lutherische Opposition in der Markgraffschaft s. unt. S. 208 f.

(Seite 108.) **Waisenhaus.** Den Antheil des Markgrafen an den pietistischen Liebeswerken schildert außer Reichmann Sitschmüller in seiner „Beschreibung des 1730 in Bayreuth errichteten Waisen-Hauses“. 1736 (Erlangen, Univ.-Bibliothek. Theol. XIX 36 aa). Ebenda S. 67 über die Förderung durch Markgraf Friedrich und seine Gemahlin. Nach Hallischem Muster hatte das Waisenhaus auch seine eigene Druckerei. Die genannten Schriften Reichmann's und Sitschmüller's sind u. A. aus ihr hervorgegangen.

(Seite 108 ff.) **Homiletik des Zeitalters.** W.'s undatirter Brief, von J. am 1. Mai 1737 beantwortet (E. 27 I, 49), ungedruckt, nach Mittheilung Berner's. Wen die Markgräfin meint (Hagen oder Spedner, s. unten), habe ich nicht ermitteln können. — „Denkmahl der Ehre Gottes, welches bei dem großen und harten Winter des 1740ten Jahres über die Worte Psalm 147, 16—18 seinen Zuhörern in einer am Sonntag Judica gehaltenen Rede aufgerichtet hat J. B. Rück-

beschel“. — „Der Schwach-Gläubigen Ärgeriß an Christo, in der Schloß-Capelle zu Bayreuth d. 12. December 1728 vorgestellt von J. Ch. Silchmüller“. Bayreuth o. J. (Erlangen. Univ.-Bibliothek, Theol. XIX, 30), S. 20 u. 34. Die hier und weiter unten mitgetheilten Belegstellen könnte ich vermehren, doch mögen sie genügen, um darzuthun, daß Pietisten und Lutheraner sich in dieser Hinsicht nichts vorzuwerfen hatten. Vergleicht man damit etwa den „Discours prononcé à l'occasion de la mort de margrave Frederic“ (vom 6. März 1763) des französisch-reformirten Pfarrers Hollarb von Christian-Erlangen, so ermißt man erst den ganzen Culturunterschied. Ohne Ansprüche auf Tiefe zu erheben, schlägt die Predigt des Franzosen doch in keinem Satze dem guten Geschmack und der Logik ins Gesicht.

(Seite 110.) **Bücherſchenkung an das Bayreuther Gymnasium.** Zwei Verzeichnisse (Erlangen. Bibl. Ms. 2014—15), das erste undatirt, frühestens von 1734, das zweite von 1737. 1737 hat die Markgräfin („Ihro Königl. Hoheit“) offenbar die mathematisch-geometrische Handbibliothek ihres Gatten aus seiner Studentenzeit dem Gymnasium geschenkt.

(Seite 110.) **Halle, Göttingen, Altdorf.** Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert 2, 502 f. 515. Caroline v. Ansbach wird in Huth's Schreiben (f. u.) eigens erwähnt.

(Seite 111.) **Abſicht einiger Vorgänger.** G. Schanz, Zur Vorgeschichte der Universität Erlangen. Archiv f. Gesch. von Oberfranken 15 (1883), 3, 90—111.

(Seite 111 f.) **Superville.** E. Sehling, Daniel v. S. Das Kanzleramt an der Universität Erlangen. Auch Sehling übt in der Weise Droysen's an den Memoiren W.'s Kritik. Daß Friedrich der Große Superville in einem Gedichte verspottet und dadurch wahrscheinlich, wenn nicht schon früher, gegen sich eingenommen hatte, die Memoiren also in Bezug auf F.'s Verhältniß zu S. nicht unglauwürdig erscheinen, ist ihm ebenso entgangen, wie der Umstand, daß die Pietisten



im Consistorium, nicht die Lutheraner Superville's Gegner waren. Vgl. Forsch. zur brandenb. Gesch. 14, 491. Nach der Erlanger Zeitung (Groß, Auszug 1743, S. 440) kam Superville am 19. Sept. 1743 nach Erlangen, scheint es also vermieden zu haben, mit Friedrich II. noch einmal in Bayreuth zusammenzutreffen, unter dem Vorwande der Directorialgeschäfte.

(Seite 112 f.) **Bayreuther Ritterakademie.** J. G. Gadendam, *Historia academiae Fridericianae* (1743). Filenscher, *Geschichte der Universität Erlangen* (1795). Sehling 20 f. Schanz a. a. D. 105 ff.

(Seite 113.) **Finanzielle Rücksichten der Verlegung.** Erlangen empfahl sich hauptsächlich dadurch, daß es durch die von Christoph Adam Groß von Trockau gestiftete 1742 aufgehobene Ritterakademie schon den nöthigen Complex von Gebäulichkeiten besaß. Engelhardt, *Die Universität E. von 1743—1843*, S. 7 f. Ueber die Erlanger Akademie Schanz a. a. D. Stein-Müller, *Gesch. von E.* S. 121 ff.

(Seite 113 ff.) **Disputation über Thejen W.'s.** Nachricht von der Einweihung und dem gegenwärtigen Zustand der Friedrichs-Universität E. in einem Schreiben an einen auswärtigen Freund von C. J. Huth). S. 26 f. Gadendam S. 48. Die Anwesenheit der Marwitz wird von Huth S. 26, von Gadendam S. 49 erwähnt. Huth rühmt ihr „eine so große Erkenntniß“ nach, „daß sie auch noch wohl ein paar Gelehrte übersehen kann“. Bei Gadendam heißt sie, obwohl seine Vorrede vom 1. März 1744 datirt ist, bereits „nupta illustrissimo (acri) imperii comiti de Burckhausen“. Die Vermählung fand erst am 8. April 1744 statt. Nupta kann also nur „Braut“ heißen, doch ist es immerhin beachtenswerth, daß in der Markgraffschaft schon im Februar 1744 kein Geheimniß mehr war, was König Friedrich erst Anfangs April erfuhr. Vgl. Droysen IV 4, 59. — W.'s Brief an J. 11. Nov. 1743. „J'ai été voir l'inauguration de l'université. Je l'ai trouvée fort augmentée de professeurs et

d'étudiants. Nous avons de fort habiles gens, ce qui me fait espérer que l'université réussira. J'ai été par curiosité à une dispute allemande. Elle roulait sur la divisibilité de la matière" etc. Ungebruckt. Berlin, Hausarchiv. Mittheilung Berner's.

(Seite 116.) **Akademische Reclame.** Huth's Schreiben. Vgl. auch Sehling S. 27. Eine noch unbenützte Quelle auch hierfür ist die Erlanger Zeitung, der „Auszug der neuesten Weltgeschichte“. Jahrgang 1743, S. 440 schreibt Groß (über ihn Forsch. zur brandenb. Gesch. 14, 493 ff.): „Unsere Bürger haben schon ausgerechnet, daß wenn jährlich nur 100 Studiosi da wären und jeder nur 100 Rthlr. verzehrte, daß sie dadurch einen jährlichen Zufluß von 10 000 Rthlrn. genössen; hingegen werden die Herren Studenten allhier ihr Conto ebenfalls finden. Unser Erlang, ob es schon kein Paris ist, so wohnen doch hier viel rechtschaffene Leute, die vordem in Frankreich zu Hause waren. Man gehet wohl öfters eine ganze Gasse durch ohne ein deutsches Wort sprechen zu hören, und die Gelegenheit, die französische Sprach zu profitiren, ist unstreitig allhier eine der besten“.

(Seite 116.) **Pufendorf an Thomasius.** 26. Nov. 1692. Histor. Bibliothek der histor. Zeitschrift 2, 70. „Mangelndes Podium“. Sehr treffend sagt Pertheß, Staatsleben vor der Revolution S. 144: „Aus dem Innern der kleinen Territorien konnte kein Anstoß zu einer bedeutenden geistigen Entwicklung ausgehen“. Die Erlanger Ausnahme bestätigt nur die Regel, insofern E. erst im 19. Jahrhundert etwas geworden ist.

(Seite 117.) **Porträt Superville's.** Stich von Frißsch „graveur de la cour de S. A. I. Mons. le Grand Duc des toutes Russies, Duc regnant de S. Holst.“ bei Gadendam und danach bei Sehling. Das ihm zu Grunde liegende Selbstbild ist nach der Unterschrift in E.'s 47. Lebensjahre, also nach dem 2. December 1743 gemalt worden. Das Porträt im Besitze der Universität Erlangen halte ich jedoch für eine

mäßige Copie des verschollenen Originals. Die Art des ungenannten Malers erinnert an A. Pesne.

(Seite 117 f.) **W.'s religiöse Ueberzeugungen.** Fester, Beiträge 12 f. Die englischen Briefe besaß sie in einer Ausgabe von 1735. Ebenda 25. — Beziehungen zu Voltaire's Lehrgedicht. Forsch. 3. brandenb. Gesch. 14, 516 ff. — An Voltaire (Jan. 1758). Oeuvres de Voltaire (Moland) 39, 348. Mémoires 2, 209. Denkwürdigkeiten 2, 124. — Superville's Calvinismus. Der Streit, ob S.'s Vater der Rotterdamer Prediger Daniel de S. oder ein Kaufmann Jakob S. war, wird m. E. dadurch entschieden, daß der Katechismus des Predigers (Les veritez de la religion chétienne ou catechisme pour l'instruction de la jeunesse) in einer Ausgabe von 1706 nach dem Ex libris-Zeichen dem Arzte gehörte und auf dem ersten Blatte Schreibübungen von seiner Hand aus seinen Kinderjahren aufweist. Vgl. Erlangen. Bibl. Thl. XVII, 480.

(Seite 118.) **Spedner.** „Biblische Arbeit.“ 1. Stüd. D. J. Mit einer Widmung an Markgräfin Sophie vom 23. Sept. 1724 (Erlang. Bibl. Thl. 36a).

(Seite 119.) **Ellrod's Predigt** bei Gadendam nr. VII. Ueber Hermann August E. (1709—60) Fikenscher, Gesch. des Christian-Ernestinischen Collegii zu Bayreuth 1, 141 ff.

(Seite 119 f.) **Zurückweisung einer reformirten Theologieprofessur.** (Engelhardt,) Die Universität E. S. 26.

(Seite 120.) **Erlanger Lutherthum.** Ueber die Stellung der Orthodorie zum Pietismus Berthes, Deutsches Staatsleben S. 348 ff. Wenn Berthes 350 bemerkt: „Die starren, harten Vorkämpfer des Orthodogismus waren um die Mitte des Jahrhunderts ausgestorben und die Wenigen, die noch später mit früherer Heftigkeit auftraten, wurden bereits als eine fremdartige Erscheinung betrachtet“, so gehörten die Bayreuther Lutheraner eben zu jenen Wenigen. Sehr lehrreich ist in dieser Hinsicht eine Anklageschrift von 1735, „Der pietistische Geist in der Stadt Bayreuth in sichtbarer Gestalt

geschildert“, nach dem Manuscripte der gräflich Diech'schen Bibliothek in Thurnau auszugsweise mitgetheilt in Reinhardt's Forschungen zur Gesch. Bayerns 8 (1900), 106 ff. Vgl. besonders S. 109: „Man spottet der Orthodogie . . . . der Herr Hofprediger [Silmüller] hat dieses mehr als einmal auf der Kanzel in der Schloßkirche gethan. Er muß doch seine Meinung selber nicht vor orthodox oder rechtgläubig halten, weil er Spöterei mit der Rechtgläubigkeit treibt“. Ebenda wird gesagt, „der bayreuthischen Pietisten Göze sei das Waisenhaus“. Sie wollten „keinen vor einen Wiedergeborenen ansehen, wenn er das Waisenhaus nicht besucht“. S. 112 erinnert der Verfasser „an die Schliche, welche angewandt werden, um bei Erledigung von Stellen die Anhänger der hällischen Sekte zu befördern, obwohl sie kaum die Universitäten verlassen“. Die Zurückdrängung des Pietismus war 1750 entschieden, wie ein Vergleich der Bayreuther Gesangbücher von 1730 und 1750 lehrt. Silmüller, dessen Vorrede nicht zu übersehen ist, sammelte auf Specialbefehl seines Landesherrn „zum Gebrauch der Hofkapelle“ „erbauliche und geistreiche alte und neuere Lieder“. Ellrod vereinigte 1750 in seiner Sammlung „des seligen Dr. Martin Luthers als anderer rechtgläubigen Gotteslehrer und frommen Christen Gesänge und Gebete“. Leider habe ich Silmüller's Todesjahr nicht ermitteln können. 1741 ging er, wie es scheint, ins Exil, auf die erledigte Superintendentenstelle in Culmbach, nachdem am 13. April der Vorsitzende im geistlichen Hofministerium, Friedrich Kaspar Hagen (vgl. Fikenscher, Gesch. des Christian-Ernestinischen Collegii zu Bayreuth 279—91), gestorben war. Denn an Hagen's Stelle traten die Consistorialräthe und Oberhofprediger Johann Christof Rüder (1742—47), German August Ellrod (1748—60; vgl. S. 208, seit 1749 als Generalsuperintendent) und Johann Christof Schmidt (1761—63, vgl. Fikenscher a. a. D. 368—79). Die Berufung Silmüller's als Generalsuperintendent nach Schmidt's Ableben wird man wohl mit den pietistischen Neigungen des letzten Markgrafen von Bayreuth, Friedrich Christian, in Verbindung setzen, Bayreuther Schwester.

bringen dürfen. 1766 war er noch im Amt. Ob die späte persönliche Genugthuung für die Zurücksetzung unter Markgraf Friedrich eine pietistische Reaction zur Folge hatte, vermag ich nicht zu sagen. Ein Gesinnungsgenosse Silchmüller's, Johann Adam Fleßa, seit 1723 Professor der Geschichte und Mathematik am Christian-Ernestinum in Bayreuth, seit 1731 Consistorial-assessor im geistlichen Hofministerium, hatte 1741 einem Aufse König Christian's II. von Dänemark nach Altona Folge geleistet. Er starb erst 1775 als Generalsuperintendent in Oldenburg (Fikenscher 323 ff.). In der oben genannten Anklageschrift von 1735 wurde ihm vorgeworfen (a. a. O. 107), er glaube an einen dritten Ort zwischen Himmel und Hölle (also eine Art Fegfeuer) und behaupte, daß ein Prediger keiner Wissenschaft und Gelehrsamkeit bedürfe. In den bei Fikenscher angeführten Schriften der Genannten, die sich jedoch nur zum Theil noch aufstreifen lassen werden, steckt ein schönes, noch völlig unerarbeitetes Material zur Kirchengeschichte der Bayreuther Lande. — Ueber Huth Engelhardt 22 und Beiträge z. bayer. Kirchengesch. 5, 247 f.

(Seite 121.) **Cabinettsordre Friedrich Wilhelm's I.** Vom 9. Januar 1740. F. Cramer, Zur Gesch. F. W.'s I. u. F.'s II. S. 93 ff. Krieger in der Einleitung zu Freylinghausen's Tagebuch 37 ff.

(Seite 121.) **Fühlung mit der Gesamtkultur.** Fester, Beiträge 24. Auch die Leipziger Meßkataloge der Erlanger Buchhändler lassen wenigstens einen Schluß zu auf das, was nicht verlangt wurde. In den erhaltenen Katalogen von 1753/54 (Erlang. Bibliothek Phs. IV, 181) fehlen u. A. Gekner's Daphnis und Lessing's Schriften, die 4 ersten Theile. Die französische Colonie muß ihren eigenen Buchhändler gehabt haben; denn der Universitätsbuchhändler Gotthard Poetsch lieferte französische Literatur meist in Uebersetzungen.

(Seite 122.) **Aufenthalt W.'s in Erlangen.** Von kürzeren Besuchen notire ich nur Mai 1741, Nov. 1743, An-

fang Oct. 1751 (B. 8, 472), 1. Nov. 1752 (E. de Voltaire, Roland 37, 509), 1755 (Forsch. zur brandenb. Gesch. 14, 515). Vom 17. Nov. 1756 bis 22. April 1757 sind sämtliche Briefe F.'s an W. nach Erlangen adressirt. Vgl. B. 14.

(Seite 122 f.) **Superville und die Braunschweiger Handschrift.** Perz, Droyfen, Sehling a. a. D. Im Avant-Propos zur Braunschweiger Ausgabe heißt es: „La margrave légua ses mémoires à Mr. le conseiller privé de Superville, son premier médecin, qui les posséda pendant le reste de sa vie“. Der dritte Besitzer der Handschrift, Dr. Ernst Spangenberg in Celle (vgl. Perz a. a. D. 119), der sie aus dem Nachlaß des Herausgebers Oberst v. Osten erstand, gründet offenbar auf obige Behauptung die ihm in blindem Glauben immer wieder nachgeschriebenen Worte: „Dieses ist die eigenhändige Handschrift der Prinzessin, welche sie ihrem Leibarzt Superville geschenkt“. — Superville's Charakteristik Mémoires 2, 274 f. Denkwürdigkeiten 1, 178 f. — W.'s Briefe an den Prinzen von Preußen bei Droyfen IV 4, 65. — Sprudelkopf Charlotte. F. an W. 17. Nov. 51 (E. 27 I, 202): „Elle tient un petit bureau d'esprit à Brunswic, dont votre médecin est le directeur et l'oracle. Il y a de quoi pouffer de rire quand elle parle de ces matières: sa vivacité naturelle ne lui a pas laissé le temps de rien approfondir; elle passe continuellement d'un sujet à l'autre, et dépêche vingt décisions en moins d'une minute“. — Vgl. auch das Schlußcapitel.

## VII.

(Seite 124.) **Fränkische Wirtschaftspolitik.** Die Studie von G. Zoepfl (Fränkische Handelspolitik im Zeitalter der Aufklärung. Erlangen 1894) hat Würzburg-Bamberg zum Ausgangspunkt. Ueber die beiden fränkischen Marktgraftchaften bringt der Verfasser (32 f.) nichts Neues.

(Seite 124 f.) **Christian Ernst und Georg Wilhelm (1712—1726).** Vgl. G. Zimmermann's hauptsächlich aus Hein-

riß geschöpfte dilettantische Biographie Markgraf Friedrich's im Archiv für Gesch. von Oberfranken 2 (1844), 3. Heft S. 18—20. Ueber den von dem Erbprinzen Georg Wilhelm begonnenen, von seinem Vater Christian Ernst vollendeten Bau des Erlanger Schlosses, das jetzt die Bibliothek beherbergt, Stein-Müller, Gesch. von Erlangen S. 119. Die Erlanger und Bayreuther Baugeschichte hat erst vor Kurzem in Band 32 der Studien zur deutschen Kunstgeschichte von F. S. Hofmann eine sorgfältige, eingehendere Behandlung erfahren (Die Kunst am Hofe der Markgrafen von Brandenburg. Fränkische Linie. Straßburg 1901). Gurlitt fehlte, abgesehen von dem Mangel an Vorarbeiten, die Anschauung. Nicht die Opulenz, sondern die sichtliche stete Rücksichtnahme auf schmale Mittel macht beide Städte bemerkenswerth. In Erlangen ist man überdies gezwungen, Schmutz, Ruß und häßliche Dürftigkeit der modernen Fabrikstadt hinwegzudenken, ehe man zu einer ästhetischen Würdigung der Stadt des 18. Jahrhunderts mit ihren zweistöckigen, durchweg in Stein gebauten, niedlichen Cavalierhäusern gelangt. Fenster und Thüren sind meist von tüchtiger Arbeit, während der plastische Schmuck (z. B. am Schlosse) dieselben Mängel zeigt wie die im Texte genannten Denkmäler.

(Seite 125 f.) **Oper und Komödie.** Repertoire nach den Textbüchern auf der Erlanger Bibliothek. (R. L. 57a. 63a.) Die Oper unter Georg Wilhelm war, wie ich nachträglich aus den Textbüchern (Bibliothek des histor. Vereins für Oberfranken) ersehe, ein Ableger der deutschen Oper in Hamburg. Ich behalte mir ausführlichere Mittheilungen vor. — Opernhaus: Archiv für Gesch. des Obermainkreises 2, 2. 30. Bibiena ist als Schöpfer des Inneren durch die Inschrift über der Hofloge bezeugt. Die Fassade rührt nach Hofmann's ansprechender Hypothese (a. a. D. 205 f.) von Saint-Pierre her. — Gehälter: Heinrich, Neue Beiträge zur Geschichte von Bayreuth S. 2 ff. Man vergleiche mit seinen übrigen nur mit Vorsicht zu benützenden Angaben den Etat

der Berliner „Capellbedienten“ von 1744/45 bei Bitter, C. Ph. Emanuel und W. Friedemann Bach 1, 19 ff. L. Schneider, Gesch. der Berliner Oper S. 29. — Provinzgeschm. (E. 27 I, 152.

(Seite 127.) **Vorsprung der Italiener.** W. an F. 12. Oct. 1746; ungedruckt, Mittheilung Berner's. F.'s Antwort vom 16. Nov. 1746. (E. 27 I, 147.

(Seite 127 f.) **Künstler.** Carl v. Gontard. Gurlitt, Gesch. des Barockstiles in Deutschland 424. 469. 476. Hofmann 241 ff. weist nach, daß seine Bayreuther Thätigkeit nach Dauer und Umfang überschätzt worden ist. — Francesco Pavona. Fester, Beiträge 1 ff. — Bernasconi, Andrea 1712—1784; starb als Hofcapellmeister in München. Seine Compositionen taugen nach Sandberger's Urtheil wenig. — Bibiena, Giuseppe Galli und Carlo. L. Schneider, Gesch. der Oper in Berlin S. 33. Gurlitt 180 f. 245. 460. Hofmann 206. 243. — Raphael Mengs. Malte nach der mir nicht zugänglichen Biographie von Prange für das neue Schloß 1745 eine Semiramis. Hofmann S. 231. — Von Giovanni Andrea Galletti und Luigi Stampiglia weiß ich zur Zeit nicht mehr als die Namen. Stampiglia wird wohl ein Sohn oder Verwandter des Melodramendichters Silvio St. (1664—1725) sein, der unter Karl VI. in Wien gewirkt hat. Wiese-Percopo, Gesch. der ital. Literatur S. 440.

(Seite 128 ff.) **L' huomo und Amalthea.** Erlangen. Bibl. N. L. 63a.

(Seite 130.) **Voltaire über den Bayreuther Hof.** An Mad. Denis. 22. Aug. 1750. (E. (Moland) 37, 158. — Hotel Schwarzwald in Colmar. Desnoiresferres, Voltaire 5, 51 ff.

(Seite 130.) **Kränklichkeit W.'s.** Fast jede Seite ihrer Correspondenz mit F. und Voltaire zeugt davon. „Officiöse Beschreibung“: W. F. Schönhaar, Ausführliche Beschreibung des zu Bayreuth im Sept. 1748 vorgegangenen hochfürstlichen Beylagers. Stuttgart 1749, S. 23. 24.



(Seite 131.) **Brand des Bayreuther Schlosses.** *CE.* 27 I, 221—224. *Fester*, Beiträge 7 f.

(Seite 133.) **Subsidentrtractat.** *PC.* 8, 269. 277. 294. 303. 310. 376. 402. 408. 414. 429. *W.'s* Bitte „de vouloir consentir à un emprunt“ vom 17. Febr. 1753. Mittheilung *Berner's.* *F.'s* Einwilligung vom 23. Febr. *CE.* 27 I, 223.

(Seite 134.) **Besuch F.'s 1754.** Vom 18. bis 21./22. Juni. *Rödenbeck*, Tagebuch 1, 268. *Groß*, Auszug der neuesten Weltgesch. 1754, S. 402. *F.* an *Darget* 29. Juni 1754. *CE.* 20, 49.

### VIII.

(Seite 136 ff.) **Karl Eugen und Elisabeth Friederike.** *Carlyle* (Uebersetzung von *Neuberg-Althaus*) 6, 558 ff. *Sakmann*, Eine ungedruckte *Voltaire*-Correspondenz 160 ff. „Der Bayreuther Dilettant“: *Heinrich* im *Archiv für Gesch. von Oberfranken* 2 (1842), 1. Heft 115—25. *Archiv für Gesch. des Obermainkreises* 2 (1834) passim. — Ein kleinstaatlicher Minister des 18. Jahrhunderts (*Hardenberg*) S. 73 ff. (nicht ganz genau über die Einfädelung der Verlobung, für die *CE.* 27 I und *PC.* 2 Hauptquelle). Ebenenda 103—21 *Hardenberg's* Tagebuch über die italienische Reise des herzoglichen Paares 1753 und S. 125 die irriige Angabe, daß die Trennung schon im Herbst 1755 erfolgt sei. *K. Pfaff*, *Gesch. des Fürstenhauses Württemberg III* 2, 257 verlegt die Trennung in den September 1756. Ueber die definitive Trennung 1759 und *F.'s* Einschreiten zu Gunsten seiner Nichte vgl. meinen Nachtrag im Märzheft 1902 der „*Deutschen Rundschau*“. — *Miroir des princes.* *CE.* 9, 7.

(Seite 139.) „*Messieurs les luthériens du Württemberg*“. *CE.* 27 I, 190—93.

(Seite 140 f.) **Gerücht der Conderfion W.'s.** *Fester*, Entstehungsgeschichte des Gerüchtes, in *Kolbe's* Beiträgen zur bayer. Kirchengeschichte 5, 245—54. Ebenenda S. 249 ist die Uebersetzung von *petites maisons* in *Tollhaus* zu verbessern.

(Seite 142.) **Bayreuther Akademie.** Archiv für Gesch. des Obermainkreises 2, 3. 10 ff. Hofmann 224 ff.

(Seite 143 f.) **Italienische Reise.** G. 27 I, 248—74. Justi, Winkelman 32, 268 f., nimmt die Oppositionstimmung F.'s zu ernst. Vgl. ebenda 23 über den Cicerone des markgräflichen Paars (statt 1759 ist natürlich 1755 zu lesen) und 193 über Bilderläufe W.'s. Algarotti über W.'s kurzen Aufenthalt in Venedig 27. Juli 1755. G. 18, 99. — Tagebuch W.'s. Beschreibung Droysen's IV 4, 55 ergänzt durch Werner. — Andichten: „Applauso per la venuta in Firenze“ Markgraf F.'s und W.'s. Zwei gedruckte Sonette, eingelebt in „Poesie scelte di diversi illustri autori. Firenze 1753“. Erlang. Bibl. G. II 1. — Toskanische Lyrik: Canti carnascialeschi dal tempo del magnifico Lorenzo di Medici. 2. Aufl. 1750. Erlangen aus W.'s Bibl. Vgl. auch Jester, Beiträge 19 f. — Nachklang: G. 27 I, 286—88. PC. 12, 131.

(Seite 148.) **Ansbach und Ch. L. J. von Sedendorf.** Beiträge zur bayer. Kirchengesch. 5, 248 ff. PC. 11, 391. 417; 14, 315; 15, 158. G. 12, 40.

(Seite 149.) **Oberstleutnant Mahr.** Carlyle (Neuberg) 5, 62 ff. PC. 15, 29. 130; 16, 58.

(Seite 149 f.) **W. im siebenjährigen Krieg.** PC. 12—17. Voltaire, G. (Moland) 39. Zustellung der Einberufungsordre: PC. 12, 445. — Spion im Reich: PC. 12, 477. — Preuß. Rundschafter in der Markgraffschaft: 13, 570. — Heranziehung österr. Truppen: PC. 14, 201. — Gurob's Tabatière: PC. 14, 7. 19. Bayreuther Kreiscontingent: PC. 15, 399; 16, 58. 104. 150. W.'s Urtheil Dec. 1757 PC. 16, 151: „elles [die Bayreuther Truppen] sont bonnes et vous serviront fidèlement, pourvu que vous ayez la grâce, de leur permettre leur congé, quand la paix se fera. Je répons surtout de la cavalerie, gens braves et sûrs“. Zauberbüchlein: „un petit grimoire“, „grimoire de la Sibylle“. PC. 15, 201; 16, 142.

(Seite 150 ff.) **W.'s Vermittlung.** Schicksal des Orpheus: *J.* an *B.* 19. Febr. 1757. *BC.* 14, 289. *B.* an *Voltaire.* 2. Januar 1758. *E. de V. (Mosand)* 39, 342. *J.* an *Voltaire* 18. Mai 1759. *E.* 8, 44. *Batan:* *BC.* 14, 185. 193. *Kofer* 2, 49. *Volz*, Kriegführung und Politik *J. d. G.* in den ersten Jahren des siebenjährigen Krieges (1896) 73—76. — *Folard:* *BC.* 14, 201. 382. 427: 15, 41. 101. 102. 187. *Volz* 79 Anm. 2. *Mirabeau:* *BC.* 15, 218. 251. 298 (*J.*'s Meldung vom 12. Aug. 1757, Alles sei angekommen, bezieht sich doch wohl auf *Mirabeau's* Mission); 328. 340. *Kofer* 2, 125. — Frankreich's Aufnahme der durch *Folard* und *Mirabeau* gemachten Friedensanerbietungen geht hervor aus einem Schreiben des *Abbé Vernis* an *Choiseul* vom 13. Sept. 1757 bei *Desnoiresterres* 5, 239. *Tencin* und *Voltaire:* *B.* an *Tronchin.* 20. Oct. 1757. *Tronchin* an *Voltaire* mit Antwort *Tencin's.* 24. Oct. An *Tronchin* 27. Oct., 5., 11. Nov. *B.* an *B.* 23. Nov. *B.* an *Tronchin* 23. Nov., 2., 8., 10., 11., 20., 24. Dec. *B.* an *B.* 27. Dec., 2. Jan. 1758. *B.* an *Tronchin* 3. Januar 1758 (der „confident de madame la margrave“ ist wohl *d'Abhémar*). *B.* an *B.* Lettre des *Pandours* au frère *Suisse.* *B.* an *Tronchin.* 13., 17. Jan., 5., 12. Febr., 7. März. *E. de Voltaire (Mosand)* 39, 282. 286 f. 289. 291. 295. 305. 311. 321. 324. 326. 330 f. 334. 336. 342. 344. 348. 366. 368. 390. 394. 422. *Vgl.* *Desnoiresterres* 5, 255 ff. 267 die Antwort des *Abbé Vernis* an *Tencin* vom 29. Januar 1758: „Madame la margrave est sœur du roi de Prusse: il est simple qu'elle excuse le roi son frère, et qu'elle ne voie dans sa conduite que la nécessité d'une légitime défense“. *B.*'s Bemühungen machten den *Wiener Hof* vorübergehend mißtrauisch gegen Frankreich nach *Choiseul's* Depesche vom 6. Februar 1758: „La conduite de madame la margrave de *Baireuth* dans l'Empire a occasionné tous les soupçons d'humeur que les ministres impériaux m'avoient marqués“. In seinen *Mémoires (Mosand* 1, 52) sagt *Voltaire*, er habe die Vermittlung um so lieber übernommen, als er ihre Erfolglosigkeit voraussaß. Auch könnte

man nach seiner Darstellung annehmen, daß der Vermittlungsvorschlag von Tencin, nicht von ihm ausgegangen sei. So macht er sich schlechter, als er war. Die Briefe geben ein besseres Bild seiner zwischen humaner Hülfsbereitschaft und Schadenfreude wechselnden Stimmung. — Ueber den fünften Anknüpfungsversuch durch Richelieu: E. (Moland) 39, 244. Vgl. ebenda W.'s Brief an Richelieu, F.'s II. an denselben vom 6. Sept. 1757 und Richelieu's Antwort. E. (Moland) 39, 250—252. 289. ꝤC. 15, 355. 374. Desnoiresterres 5, 241. Roser 2, 116. 121. Volz a. a. D. 210 ff. bezweifelt, daß W.'s Anregung F.'s Anknüpfung mit Richelieu veranlaßt habe. Wenn sie auch die Verhandlung nicht direct veranlaßt haben wird, so hat sie den König doch auf einen Anknüpfungspunkt aufmerksam gemacht, den er nach der Hiobspost von Großjägerndorf sofort benützte.

(Seite 152.) **Friedensprojekt des Markgrafen**, Juli 1758. ꝤC. 17, 138. Schäfer in Eybel's histor. Zeitschr. 21, 114 ff.

(Seite 152.) **Spottverse F.'s auf Ludwig XV.** F. an W. 12. Aug. W. an Voltaire 19. Aug. 1757. ꝤC. 15, 298, E. de Voltaire (Moland) 39, 246. Das betreffende Schreiben F.'s an Voltaire ist nicht erhalten.

(Seite 153 f.) **W. über F.'s Politik.** An Voltaire 2. Januar 1758. E. (Moland) 39, 342. Voltaire über sie an Tronchin 20. Dec.: „Elle ne respire que le paix“. 39, 330.

(Seite 155.) **Friede aus W.'s Händen.** F. 28. Juni 1757: „Si la paix me venait par vos mains, elle me serait doublement chère“. ꝤC. 15, 187.

(Seite 155 ff.) **Selbstmordgedanken.** Carlyle (Neuberg) 5, 178—95. E. 12, 36—42. — Will sie nicht halten 17. Sept. 57. ꝤC. 15, 352. 381. E. 27 I, 305.

(Seite 156.) **Römcrpoje und Römcrgefinnung.** Roser 2, 120.

(Seite 156 ff.) **W. zwischen Voltaire und Friedrich.** Mitleid mit dem Schafke: E. 27 I, 229. — Colmar, Lyon: Darget

an F. 24. Dec. 1754. E. 20, 56: „M. de Voltaire a été à Lyon, au passage de M. le duc de Richelieu. Il a fait sa cour a madame la M[argrave] qui l'a reçu froidement“. Vgl. damit Voltaire an Thieriot. Lyon 3. Dec. 1754: „qui m'a accablé de bontés et de présents“. F. an W. 21. Nov. E. 27 I, 251. Außerdem über die Colmarer Begegnung vom 23. Oct.: W. an die Herzogin von Gotha und an Moncrif am 24. Oct., an Richelieu 27. Oct., an D'Argental 29. Oct. E. (Moland) 38, 278—281. 294. — Lyon: an Richelieu 7. Nov., an die Herzogin von Gotha 16. Dec. 1754. E. 38, 285. 299 f. Desnoiresterres 5, 61 f. — Voltaire's Stellung zu dem Selbstmordgedanken: W. an Voltaire 12. Sept. 1757 (in diesem Briefe unterscheidet sie übrigens „ma patrie“, d. i. Preußen, und „le pays où je suis“ d. h. Bayreuth). W. an F. Oct. 1757, 2 Briefe. W. an W. 8. Oct. F. an W. 9. Oct. W. an W. 16. Oct. E. (Moland) 39, 263. 278—81. F. an W. 8. Oct. 1757. PC. 15, 410.

(Seite 159.) **Mit Flammenschrift:** „Ces sentiments, ma sœur, avec des traits de flamme sont gravés au fond de mon âme“. E. 12, 78.

(Seite 159.) **Zorndorf.** Aus F.'s Worten: „nous n'y avons perdu grand'chose“ kann nicht geschlossen werden, daß ihm die Größe der Verluste am Abend des Schlachtages noch unbekannt war. Die Nachricht sollte nach seinen Worten zur Herstellung der Gesundheit W.'s beitragen. Das konnte sie unmöglich, wenn W. von neuen Bluthetatomben hörte.

(Seite 160.) **Unpreukische Gespenster.** PC. 16, 290—91.

(Seite 160.) **Tod der Mutter.** Bis jetzt hat Berner nur W.'s Condolenzbrief an den Prinzen Heinrich gefunden. Sie gibt darin ihrem Schmerz den lebhaftesten Ausdruck („comment vous dépeindre ma vive douleur“; „il faut que mon âme soit cramponnée dans mon corps puisque je vis encore“), so daß ich die Vermuthung im Texte nicht ausgesprochen haben würde, wenn W.'s früheres Verhältniß zur

Mutter ein zärtliches gewesen wäre. Geheuchelt war ihr Schmerz sicherlich nicht, das zeigt schon die Beziehung auf ihren eigenen leidenden Zustand; nur von Erschütterung möchte ich nicht reden.

(Seite 160.) **Prinz von Preußen.** Sein Tod verheimlicht. Prinz Heinrich an F. E. 26, 178. Aus W.'s Briefwechsel mit August Wilhelm sind bis jetzt nur die von Dronsen IV 4, 60. 63 ff. mitgetheilten Auszüge bekannt. Vgl. E. 26, 77 und ebenda 85 über des Prinzen Besuch 1741. Vgl. auch Forsch. zur brandenb. Gesch. 14, 487.

(Seite 163.) **Cothenius.** F. wurde von ihm seit Februar 1748 behandelt und empfahl ihn am 2. April 1748 seiner Schwester. E. 27 I, 178. Im Mai 1751 erschien er zum ersten Male in Bayreuth. Rödenbeck, Tagebuch 1, 215 und *PC.* 8, 392 F.'s Brief vom 30. Juni 1751 (in den E. 27 I, 231 irrig vom 30. Mai 1753 datirt). F. 12. Oct. 1758: „Cothenius est en chemin“ E. 27 I, 322.

(Seite 163.) **Dritte Kriegsepistel.** E. 13, 165—69; 12, 89—93. Ueber das Datum der Entstehung Forsch. zur brandenb. Gesch. 14, 484.

(Seite 164.) **Fassungslosigkeit F.'s über W.'s Tod.** Tagebücher de Catt's 375. 379. Eichel an Zindenstein 19. Oct. 58 *PC.* 17, 321: Kriegsrath Koeper schreibe, „er glaube nicht, daß die Wehmuth weiter gehen könne“. F. an Heinrich 18. Oct. *PC.* 17, 319; an Keith 19. Oct. E. 20, 272, *PC.* 17, 318; an Markgraf Friedrich 4. Nov. E. 13, 170; an D'Argens 22. Dec. E. 19, 54. Ueber F.'s Lebensgefahr bei Hochkirch Roser 2, 190 f.

(Seite 165.) **Voltaire's Traurode.** F.'s Aufforderung „pour élever un monument à son (W.'s) honneur“ vom 6. Nov. (verschrieben Okt.); W.'s erstes Gedicht Dec. 1758; F.'s Verlangen nach „quelque chose de plus élatant et de public“ vom 23. Jan. 1759; W.'s Zögern am 29. Febr.; F.'s Drängen am 2. März: „il faut un monument pour éterniser cette

vertu si pure, si rare, et qui n'a pas été assez généralement connue“; *Lob und Kritik der Ode* 12. März, 22. April 1759. (E. 23, 20—28. 38 f. Voltaire an die Herzogin von Gotha 25. Dec. 1758: „Elle (W.) avait beaucoup d'esprit et de talents; je lui étais très attaché, et elle ne s'est démentie un moment à mon égard . . . une princesse à qui j'avais les plus grandes obligations“. Voltaire à Ferney S. 206. (E. (Moland) 39, 561. — Die „Ode sur la mort de S. A. S. madame la princesse de Bayreuth“ (E. (Beuchot) 12, 460—466. Vgl. auch B.'s Begleitschreiben zu derselben an Königin Ulrike von Schweden, W.'s Schwester, bei Advielle, Voltaire. *Lettres et poésies inédites* S. 40.

(Seite 165.) F.'s Nachruf. (E. 4, 222 f. Hier auch die Todesursache: „une hydropisie formée“.

(Seite 165 f.) **Freundschaftstempel.** Ausführung einer Idee B.'s. Vgl. dessen „temple de l'amitié“ von 1732, erschienen 1733, (E. (Moland) 9, 372 ff. Die Heroen auch genannt in F.'s Brief an W. vom 26. Juli 1749. (E. 27 I, 192 f. Erste Andeutung der Ausführung in der Elegie an Amalie. (E. 13, 34. Vgl. Forsch. zur brandenb. Gesch. 14, 486 f. An Voltaire erst 24. Oct. 1773, (E. 23, 259. — Ueber den Tempel G. Sello, Potsdam und Sanssouci S. 138 f. Gurlitt, *Barockstil in Deutschland* 477. Schöpfer der Statue sind die Brüder Johann David (1779 noch am Leben) und Lorenz Wilhelm Ranz (gest. 1777), geborene Bayreuther. Vgl. F. Nicolai, Beschreibung der Residenzstädte Berlin und Potsdam 2, 937. 1029. 1107. Etwas verschwommene Abbildungen des Tempels und der Statue in der „*Weiten Welt*“ vom 7. Juni 1901.

## IX.

(Seite 167.) **Literarische Indiscretionen.** W.'s Unschuld an dem Pariser Druck der „loi naturelle“ B.'s. Fester, Vorstudien. Forsch. zur brandenb. Gesch. 14, 516—28. Die Bucelle und die Herzogin von Württemberg. F. an Voltaire

22. Febr. 1747. **C.** 22, 165. La Harpe stahl 1768 in Ferney ein Manuscript der Memoiren **W.**'s. **C.** (Roland) 1, 6. Vgl. auch Turt in den Forsch. zur brandenb. Gesch. 13, 49 ff.

(Seite 168.) **Pöllnitz.** Benützung der Memoiren **W.**'s nachgewiesen durch Droysen IV 4, 112 ff. Benützt hat **P.** nur den Anfang der ersten Redaction. Geschah es mit Wissen **W.**'s, die seine Indiscretion doch kannte, so würde das nur beweisen, daß sie das Bekanntwerden des ersten Theiles ihrer Memoiren in Berlin nicht gescheut habe. Thatsächlich fehlte nicht viel, daß **J.** II. die Existenz der Memoiren durch **Pöllnitz** erfuhr. Droysen 112 f.

(Seite 169.) **Voltaire's Pamphlet.** „La vie privée“ (Erlang. Univ.-Bibl. Ms. 1137) identisch mit den Mémoires pour servir à la vie de M. de Voltaire, Berlin 1784, die nach Bengesco, Bibliographie 2, 77 und Desnoiresterres 6, 458 1759 verfaßt sind, weil es von **W.** heißt „toute sa vie“. **C.** (Roland) 1, 7 ff.

(Seite 169.) **Wachsende Gereiztheit.** Vielfache Belege bei Droysen IV 4, der jedoch übertreibt. Man vergleiche bei ihm S. 53 die Gegenüberstellung der Tübinger und Braunschweiger Ausgabe. Nur Voreingenommenheit konnte ihn die spätere Redaction der betreffenden Stellen „hart und häßlich“ finden lassen; auch ist es nicht richtig, daß **W.** ungefähr das Gegentheil des Früheren sage.

(Seite 170.) **Droysen's Hypothese der Abfassungszeit.** IV 4, 84 ff. Daraus, daß die Braunschweiger Handschrift mit dem Tagebuch der italienischen Reise verbunden war, kann nur gefolgert werden, daß **W.** das Manuscript bis zu ihrem Tode aufbewahrte, nicht, daß sie es **Superville** selbst gegeben hat. In dem Tagebuch lagen allerdings drei Blätter mit Verbesserungen zu den Memoiren (Droysen 83), aber wir wissen ja nicht, wer das Tagebuch versiegelt und mit der Aufschrift: „ceci ne doit pas être imprimé“ versehen hat. **Superville** hat das Manuscript druckfertig gemacht; da liegt



es doch nahe, daß er auch den nicht zum Druck bestimmten Theil des ihm anvertrauten Manuscripts als solchen kenntlich machte. Das Entscheidende bleibt aber m. E. das Abbrechen der Memoiren beim Jahre 1742. Die 18 Bogen unbeschriebenes Papier wären, wenn Droyßen Recht hätte, sicher beschrieben worden. Auch darf nicht übersehen werden, daß W.'s lebendige Chronik Dorothea Henriette Luise, Frein von Wittenhorst-Sonsfeld, Aebtissin des Stiftes Wollmirstädt, 1746 zum letzten Male als Oberhofmeisterin W.'s genannt wird, also wohl in diesem Jahre gestorben ist.

(Seite 172.) **J. über die Rache.** Publ. aus den preuß. Staatsarchiven 22, 370.

(Seite 172.) **Arme Baronin.** Lavisse urtheilt anders. „Son cœur“, — sagt er (la jeunesse 364) — „elle nous le laisse voir, sans qu'elle s'en doute, dans ses mémoires. C'est un pauvre cœur, point tendre de nature, et que la cruauté de la vie a endurci“: also dieselbe Verhärtung wie bei Friedrich, dessen Gefühlsw weichheit bis ins höchste Alter hinein seiner an seine Schrockheiten gewöhnten Umgebung immer wieder aufgefallen ist!?

(Seite 173.) **Körperliche Mißhandlung.** Voltaire's Erzählung in seinen Mémoires (E. Roland 1, 12) geht offenbar auf W. zurück, die sie ihm nur 1740, 1743, 1750 oder 1754 erzählt haben kann. Selbstverständlich ist es ein Zusatz des auf Pikanterien verfahrenen Autors, wenn er behauptet, W. selbst habe ihm gezeigt „une contusion au-dessous du teton gauche, qu'elle a conservée toute sa vie comme une marque des sentiments paternels“.

(Seite 173.) **Sophie von Hannover.** Memoiren. Public. aus den preußischen Staatsarchiven 4. Vgl. Fester, Kurfürstin Sophie. Hamburg 1893.

(Seite 174.) **Caricaturen J.'s.** Dörschlächting: E. 27 II, 104 ff. Vgl. Carlyle IX. Cap. III (Neuberg) 2, 627 ff. — Georg II. bei Dettingen. Histoire de mon temps VIII

(Public. aus den preuß. Staatsarchiven 4, 292): „Le prince Louis de Brunswic qui y acquit de la réputation, m'a conté que le roi s'était tenu pendant toute la bataille à la tête de son bataillon hanovrien, le pied gauche en avant, le bras gauche sur le côté, le bras droit étendu et l'épée à la main dans l'attitude à peu près qu'enseignent les maitres d'armes pour pousser la quarte“. Vgl. E. 3, 14. In dieselbe Kategorie gehört die Ausmalung der Beziehungen der Kaiserin Elisabeth zu dem Archimandriten aus Troizkoj. Public. 4, 323. Wer daran Anstoß nimmt, darf nicht F.'s Brief an den Prinzen von Preußen vom 13. Oct. 1746 (E. 26, 92) übersehen: „Je compose [mes ouvrages] en partie pour mon amusement, et en partie pour que la postérité voie d'un coup d'œil mes actions et les motifs qui m'ont fait agir“. Auch auf Ulrike hat sich die humoristische Ader des Vaters vererbt. Vgl. Jf. für preuß. Gesch. 18, 20: Alle Großmütter Berlins seien bei der Königin Mutter gewesen, an der Spitze ihre Tante „ach Herr Ges“. Ebenda 42 über König Friedrich von Schweden, „notre vieux Saturne“.

(Seite 174 f.) **Montpensier.** Mémoires de Mademoiselle de M., fille de Mr. Gaston d'Orléans, frère de Louis XIII, roi de France. Paris 1728. Erlangen: Bibl. Hist. 1123f. Ranke, S. W. 24, 62. In der geistlosesten Weise ist Ranke's Vermuthung breitgetreten worden in einer Hallenser Dissertation von J. Pierson (König Friedrich Wilhelm I. in den Denkwürdigkeiten der Markgräfin. 1890, S. 41. 49) durch Gegenüberstellung angeblicher Parallelstellen beider Memoirenwerke. — Die ganze Gattung als Modell: „Je lis les Mémoires de Sully, et j'ai parcouru tous ceux que j'ai sur l'histoire de France“. E. de Voltaire (Roland) 37, 244. Stilistische Hülfsmittel. Vgl. Fester, Beiträge 8 Anm. 23. Außer den Grammatiken der Bibliothek W.'s sind noch zu nennen: Remarques sur les germanismes 1747; Le Roug, Dictionnaire comique satirique, nouv. éd. 1735 und ein Buch über französische Synonyme.

(Seite 176 ff.) **Historiographischer Charakter der Memoiren.** Eine sehr oberflächliche Ueberschau über die deutsche Memoirenliteratur bei Wegele, Vorträge und Abhandlungen 192 ff. Wegele kann weder charakterisiren noch gruppiren.

(Seite 177.) **Angeblieh uncontrollirbare Einzelheiten.** Vgl. oben 193. Hier nur noch ein Beispiel: Droysen IV 4, 35 und namentlich Pierson S. 16. 47—49 kritisiren W.'s Angaben über die Verpflegung in der väterlichen Hofhaltung, ohne zu bemerken, daß auch die Königin sich beklagt hat. Vgl. Grumbkow an Seckendorf bei Förster 3, 111 am 17. Aug. 1732: „l'unique chose qui la chagrinoit, étoit l'horrible avarice (F. W.'s I.) par rapport au manger qui étoit de jour en jour plus détestable“.

(Seite 178.) **Der strumpfstrickende Grenadier** in F.'s Brief an den Vater über seinen Besuch in Mirow. CE. 27 II, 104.

(Seite 179.) **Kritische Ausgabe der Memoiren.** Unter den Vorarbeiten für eine solche ist außer Ranke, Berg, Droysen noch zu nennen die Gießener Dissertation von R. Bernbeck, Die Denkwürdigkeiten der Markgräfin F. S. W. v. B. (1894). Bernbeck's Arbeit ist ein kritischer Vorläufer der Studie seines Lehrers Duden (vgl. oben 187 f.) und insofern schon durch diese antiquirt, doch bringt sie auch Bruchstücke aus den noch ungedruckten Red \*tionen der Memoiren zum Abdruck.

(Seite 179.) **Labiffe über W.'s Charakter.** Jeunesse 364: „Elle n'est féminine que par une certaine grâce triste, les larmes, les cris et l'évanouissement“.

## Nachwort.

Herrn Dr. B. G. Volz verdanke ich, leider nach Abschluß des Manuscripts, den Hinweis auf eine reichhaltige, allerdings unterirdische Quelle.

Unter dem Titel „Thoughts for enthusiasts at Bayreuth“ hat 1888—91 Mrs. Burrell ihre Forschungen über Wilhelmine in der splendidesten Weise in nur 100 numerirten Exemplaren drucken lassen<sup>1)</sup>. Band 4 enthält das Tagebuch der italienischen Reise und die ungedruckten Theile der im Berliner Staatsarchiv befindlichen Jahrgänge 1756—58 der geschwisterlichen Correspondenz, 60 Briefe Wilhelmine's, 16 Friedrich's II. Das Tagebuch überrascht bei aller Trockenheit. Kein fürstlicher Rompilger wird mehr und gründlicher gesehen haben, als diese unter den Strapazen der Reise fast erliegende Frau. Von Einzeleinträgen notire ich nur zum 23. October 1754: „Voltaire vint passer la soirée avec moi. M<sup>me</sup>. Denis sa nièce me vit le lendemain

---

<sup>1)</sup> Das geh. Staatsarchiv in Berlin hat mir sein Exemplar (nr. 42) in liberalster Weise auf kurze Zeit zur Benützung überlassen.

un moment avant mon départ“. Die Briefe bestätigen meine Darstellung des Geschwisterbundes in den ersten Jahren des siebenjährigen Krieges durchaus, doch würde es zu weit führen, wenn ich für diesmal noch alle Nachträge zu den Anmerkungen S. 214 ff. verzeichnen wollte. Hoffentlich werden sie durch Berner in nicht allzulanger Zeit allgemein zugänglich gemacht. Der Eindruck der immer leidenschaftlicher werdenden Zwiesprache, die mir bei der Arbeit nur in den Fragmenten der polit. Correspondenz vorgelegen hatte, ist in der unverkürzten Gestalt noch erschütternder. Für die Geschichte der vorderen Reichskreise während jener Jahre sind W.'s Briefe zugleich eine Quelle ersten Ranges und verdienten schon aus diesem Grunde, bekannt zu werden. Aus den etwas diffusen Untersuchungen der Mrs. Burrell, die u. A. Droysen's Abhandlung nicht gekannt hat, sei nur die wichtige Beobachtung (2, 52) angeführt, daß die letzte Correctur von Superville's Hand in den Memoiren auf Seite 43 des zweiten Bandes der Braunschweiger Ausgabe zu 1732 begegnet, also lange vor der ungünstigen Charakteristik Superville's (S. 274). So taucht, vorausgesetzt, daß die Angabe stimmt, die neue Möglichkeit auf, daß W. ihrem Leibarzt nur den Anfang der Memoiren alsbald nach seiner Berufung nach Bayreuth zur Durchsicht übergeben habe, wie ja auch Pöllnitz nur den Anfang zu sehen bekam. Dann aber muß man auch mit Mrs. Burrell folgern, daß Superville in Braunschweig

daß Manuscript nicht noch ein zweites Mal zur Durchsicht erhalten hat, weil es sonst nicht recht verständlich wäre, daß er die Correctur nicht bis zum Schlusse des Manuscriptes durchgeführt hat. Doch ich breche hier ab. Erst eine kritische Ausgabe wird, wenn es überhaupt möglich sein sollte, die auch durch die neue Hypothese nicht vereinfachte Frage lösen.

Nur eine vielleicht weiter führende Spur sei dem künftigen Herausgeber zur Verfolgung empfohlen. v. Osten hieß der Braunschweiger Herausgeber von 1810, und einen v. Osten finden wir 1758 als Vertrauensmann Wilhelmine's, einen (anderen?) v. Osten 1763 als Hofmarschall der Herzogin Friederike Elisabeth von Württemberg (PG. 23, 61 f.). War der Oberst ein Verwandter des Hofmarschalls, so hätten wir eine weitere Brücke zwischen Bayreuth und Braunschweig, und der Corrector der Memoiren, Superville, wäre in der Vorrede als ihr rechtmäßiger Besitzer vielleicht nur deshalb genannt, weil der Oberst den von der Herzogin bei der Neugestaltung ihres Hofstaates (1767) schwerlich im Amte gelassenen anmaßenden Hofmarschall nicht nennen mochte.

**Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.**

# Verlag von Gebrüder Paetel

Berlin W. 35.

- Achleitner, Arthur.** Das Schloß im Moor. Roman. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—
- Das Hennendirndl. Roman von Riemsée. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—
- Der Stier von Salzburg. Kulturbild aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.—
- Erzellenz Pokrol. Roman. 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—
- Ein gekaufter Mann. Roman. 1906. 8°. Eleg. geb. 4.—
- Tugendloses Gestein. Eine Gewerksnovelle aus Steiermark. 1906. 8°. Eleg. geb. 4.—
- Sport bei Hof. Roman. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—
- Arminius, Wilhelm.** Frauenkämpfe. Ein Novellenbuch. 1905. 8°. Eleg. geb. 4.—
- Stieg-Kandidat, Roman aus grauer Vergangenheit des Oberlehrerlebens. 1908. 8°. Zwei Bände. Eleg. geb. 8.—
- Bettelheim, Anton.** Marie von Ebner-Eschenbach. Biographische Blätter. Mit 3 Bildern in Lichtdruck. 1900. 8°. Eleg. geb. 6.—
- Blennerhassett, Lady, geb. Gräfin Leyden.** Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur. Drei Bände. gr. 8°. Eleg. geb. 37.—
- Talleyrand. Eine Studie. 1894. gr. 8°. Eleg. geb. 14.—
- John Henry Kardinal Newman. Ein Beitrag zur religiösen Entwicklungsgeschichte der Gegenwart. 1904. gr. 8°. Mit einem Bildnis in Lichtdruck. In Halbfranz geb. 9.—
- Blum, Hans.** Volkstümliche geschichtliche Vorträge. 1904. 8°. Eleg. geb. 7.—
- Brandenburg, Erich.** König Friedrich Wilhelms IV. Briefwechsel mit Rudolf Camphausen. 1906. 8°. Eleg. geb. 5.—



- Briefe**, die ihn nicht erreichten. 79. Auflage. 1906. 8°. Eleg. geb. 6.—
- Briefwechsel** zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller herausgegeben und erläutert von Albert Köster. Zweite Auflage. 1904. 8°. Eleg. geb. 6.—
- Coch, Anga**. Auf steiniger Erde. Skizzen. 1905. 8°. Eleg. geb. 3.—
- Deledda, Grazia**. Der Efeu. Sardinischer Dorfroman. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—
- Der Tag Anderer**. Von der Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten“. 1905. 8°. 21.—25. Aufl. Eleg. geb. 5.—
- Dunder, Dora**. Die heilige Frau. Berliner Theaterroman. 1905. 8°. Zweite Auflage. Eleg. geb. 5.—
- Die Graue Gasse. Roman. 1906. 8°. Eleg. geb. 5.—
- Jugend. Novellen. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—
- Maria Magdalena. Roman. Zweite Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 4.—
- Ebner-Eschenbach, Marie von**. Agave. 2. Aufl. 1906. 8°. Eleg. geb. 6.—
- Aphorismen. Sechste Auflage. 1906. 8°. Eleg. geb. 6.50
- Rittmeister Brand. Erzählung. Dritte Auflage. 1905. 8°. Eleg. geb. 4.—
- Dorf- und Schloßgeschichten. Achte Aufl. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—
- Neue Dorf- und Schloßgeschichten. Vierte Aufl. 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—
- Neue Erzählungen. Vierte Auflage. 1904. 8°. Eleg. geb. 5.—
- Das Gemeindefind. Erzählung. Erste Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 4.—
- Glaubenslos? Erzählung. Dritte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 4.—
- Meine Kinderjahre. Biographische Skizzen. Zweite Auflage. Mit 2 Bildnissen. 1907. 8°. Eleg. geb. 6.—
- Die arme Kleine. Erzählung. Mit 3 Dreifarbenbildern und 22 Textillustrationen von F. Haß. Eleg. geb. 8.—
- Lotti, die Uhrmacherin. Erzählung. 7. Aufl. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—
- Die unbefiegbare Nacht. Zwei Erzählungen. Dritte Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 6.—
- Miterlebtes. Erzählungen. Dritte Auflage. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.50
- Drei Novellen. Dritte Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—
- Ein kleiner Roman. Erzählung. Vierte Auflage. 1904. 8°. Eleg. geb. 4.—
- Das Schäßliche. Die Totenwacht. Zweite Aufl. 1908. 8°. Eleg. geb. 4.—
- Gesammelte Schriften. Neun Bände. 8°. In 9 Bde. eleg. geb. 40.50
- Alte Schule. Erzählungen. Zweite Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—
- Aus Spätherbsttagen. Erzählungen. Zwei Bände. Zweite Auflage 1903. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 10.—
- Unfühbar. Erzählung. 8. Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 6.—
- Die Unverstandene auf dem Dorfe. Erzählung. Vierte Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—
- Bertram Vogelweid. Erzählung. Zweite Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—

- Ebner-Eschenbach, Marie von.** Zwei Komtessen. Achte Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—
- Ein Buch für die Jugend. Aus meinen Schriften. Zweite Auflage. 1908. 8°. Geb. 1.—
- Federn, Karl.** Neun Essays. 1900. 8°. Eleg. geb. 3.—
- Jahre der Jugend. Roman. 1904. 8°. Eleg. geb. 6.—
- Zwei Novellen. 1899. 8°. Eleg. geb. 5.—
- Rosa Maria. Roman. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.50
- Fischer, E. L.,** Überphilosophie. Ein Versuch, die bisherigen Hauptgegensätze der Philosophie in einer höheren Einheit zu vermitteln. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—
- Frapan-Alkunan, Ilse.** Arbeit. Roman. 2. Aufl. 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—
- Die Betrogenen. Roman. 1898. 8°. Eleg. geb. 6.—
- Auf der Sonnenseite. Novellen, Erzählungen und Skizzen. 1906. 8°. Eleg. geb. 5.—
- Bitter-süß. Novellen. 1891. 8°. Eleg. geb. 5.50
- „Flügel auf!“ Novellen. 1895. 8°. Eleg. geb. 6.50
- Bekannte Gesichter. Novellen. 1893. 8°. Eleg. geb. 5.50
- Erich Hetebrink. Hamburger Roman. Zwei Bände. 1907. 8°. Eleg. geb. 8.—
- Jugendzeit. Ausgewählte Erzählungen. 1904. 8°. Eleg. geb. 3.—
- Querköpfe. Hamburger Novellen. 2. Aufl. 1904. 8°. Eleg. geb. 4.50
- Schreie. Novellen. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—
- In der Stille. Novellen und Skizzen. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.50
- „Som ewig Neuen“. Novellen. 1896. 8°. Eleg. geb. 6.50
- Was der Alltag dichtet. Novellen. 1899. 8°. Eleg. geb. 6.—
- Bischer-Erinnerungen. Neußerungen und Worte. Ein Beitrag zur Biographie Fr. Lh. Bischer's. Zweite Auflage. 1889. 8°. Eleg. geb. 4.—
- Enge Welt. Novellen. 1890. 8°. Eleg. geb. 5.50
- Wehrlose. Novellen. 1900. 8°. Eleg. geb. 5.—
- Wir Frauen haben kein Vaterland. Monologe einer Fledermaus. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—
- Zwischen Elbe und Alster. Hamburger Novellen. Zweite Auflage. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50
- Zu Wasser und zu Lande. Novellen. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50
- Fred, W.** Die Straße der Verlassenheit. Beñn Jahre. 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—
- Fronmel, Otto.** Neue Deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung. Acht Aufsätze. 1902. gr. 8°. Eleg. geb. 6.—

- Fronmel, Otto.** Die Poesie des Evangeliums Jesu. Ein Versuch. 1906. 8°. Eleg. geb. 5.—
- **Novellen und Märchen.** 1907. 8°. Eleg. geb. 6.—
- Garbe, Richard.** Indische Reiseskizzen. 1889. gr. 8°. Eleg. geb. 8.50
- **Beiträge zur indischen Kulturgeschichte.** 8°. Eleg. geb. 7.—
- Geiger, Ludwig.** Aus Alt-Weimar. Mittheilungen von Zeitgenossen nebst Skizzen und Ausführungen. 1897. gr. 8°. Eleg. geb. 10.—
- Gerhard, Adele.** Pilgersfahrt. Roman. 1902. 8°. Eleg. geb. 4.—
- Glaser, Marie von.** Ihr Leid und sie . . . Novellen und Skizzen. 1905. 8°. Eleg. geb. 4.—
- Gottschalk, Hermann.** Dunkel Erasmus. Eine Börsengeschichte. 1908. 8°. Eleg. geb. 5.—
- Güpfelbt, Paul.** Der Montblanc. Studien im Hochgebirge, vornehmlich in der Montblanc-Gruppe. 1894. gr. 8°. Eleg. geb. 14.—
- **Kaiser Wilhelms II. Reisen nach Norwegen in den Jahren 1889—1892.** Zweite Aufl. 1892. gr. 8°. Eleg. geb. 28.—
- **Meine Kriegserlebnisse im deutsch-französischen Feldzug.** 1907. gr. 8°. Eleg. geb. 5.—
- **Reise in den Andes von Chile u. Argentinien.** 1888. gr. 8°. Eleg. geb. 14.—
- Haedel, Ernst.** Indische Reisebriefe. Vierte Auflage. 1903. gr. 8°. Eleg. geb. 18.—
- Heilborn, Ernst.** Der Samariter. Roman. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—
- **Ring und Stab.** Zwei Erzählungen. 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—
- Heine, Anselm.** Auf der Schwelle. Studien und Erzählungen. 1900. 8°. Eleg. geb. 4.—
- **Vom Marke der Liebe.** 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—
- Hillern, Wilhelmine von,** geb. Birch. Die Geier Wally. Eine Geschichte aus den Tyroler Alpen. Siebente Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—
- **Und sie kommt doch!** Erzählung aus einem Alpenkloster des dreizehnten Jahrhunderts. Sechste Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 6.—
- Hochstetter, Sophie.** Dietrich Lanzen. Aus einem stillen Leben. Roman. 1902. 8°. Eleg. geb. 5.—
- **Er versprach ihr einst das Paradies.** Novelle. 1904. 8°. Eleg. geb. 4.—
- Höcker, Paul Oskar.** Dobi. Roman. 1906. 8°. Eleg. geb. 6.—
- Hoffmann, Hans.** Allerlei Gelehrte. Humoresken. Zweite Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 6.50
- **Aus der Sommerfrische.** Kleine Geschichten. 1898. 8°. Eleg. geb. 4.—

- Hoffmann, Hans.** Geschichten aus Hinterpommern. Vier  
Novellen. Dritte Auflage. 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—
- Das Gymnasium zu Stolpenburg. Novellen. Fünfte  
Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 5.—
- Der Hegenprediger und andere Novellen. 3. Auflage. 8°. Eleg. geb. 5.—
- Neue Korfugeschichten. 1887. 8°. Eleg. geb. 6.50
- Im Lande der Phäaken. Novellen. Zweite Auflage.  
1907. 8°. Eleg. geb. 5.—
- Landsturm. Erzählung. Dritte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—
- Irrende Mutterliebe. Zwei Novellen. 1900. 8°. Eleg. geb. 3.—
- Der eiserne Rittmeister. Roman. 2. Aufl. 2 Bände.  
1900. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 12.—
- Ruhm. Novelle. 1891. 8°. Eleg. geb. 5.50
- Tante Fritzchen. Skizzen. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—
- Unter blauem Himmel. Novellen. Zweite Auflage.  
1900. 8°. Eleg. geb. 4.—
- Von Frühling zu Frühling. Bilder und Skizzen. Vierte  
Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 6.—
- Von Hass und Hafes. Neues von Tante Fritzchen.  
Skizzen. 1903. 8°. Eleg. geb. 4.—
- Wider den Kurfürsten. Roman. Drei Bände. 2. Auflage.  
1906. 8°. In 3 Bdn. eleg. geb. 15.—
- Jensen, Wilhelm.** Ebbystone. Novelle. Zweite Auflage.  
1894. 8°. Eleg. geb. 5.50
- Karin von Schweden. 20. Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—
- Koch, Hanns,** Aus alten Spalter Tagen. Zeitgeschichtliche  
Streifzüge. 1908. 8°. Kart. 2.—
- Kroffius, Theodor.** Erinnerungen aus dem Feldzuge  
1870—71. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—
- Leut, Gertrud.** St. Quirein in den Wiesen. Novelle.  
1905. 8°. Eleg. geb. 5.—
- Charon's Nachen. Roman. 1908. 8°. Eleg. geb. 4.—
- Marti, Fritz.** Die Schule der Leidenschaft. 1906. 8°. Eleg. geb. 6.—
- Reinhardt, Adalbert.** Allerleirauh. 1900. 8°. Eleg. geb. 4.—
- Heinz Kirchner. Aus den Briefen einer Mutter an ihre  
Mutter. 4. Auflage. 1906. 8°. Eleg. geb. 3.—
- Das Leben ist golden. Drei Novellen. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.50
- Mädchen und Frauen. 1903. 8°. Eleg. geb. 4.—
- Rimen. Moderne Zwiegespräche. 1895. 8°. Eleg. geb. 5.50
- Reisenovellen. 1885. 8°. Eleg. geb. 6.50

- Meinhardt, Adalbert.** Stilleben. 1898. 8°. Eleg. geb. 3.—  
 — Frau Hellfrieds Winterpost. 1904. 8°. Eleg. geb. 4.—  
 — Glücksuchende Menschen. Erzählungen. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—
- Meyer, Betsy.** Conrad Ferdinand Meyer. In der Erinnerung seiner Schwester Betsy Meyer. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—
- Meyerheim, Paul.** Adolf von Menzel. Erinnerungen. Mit einem Bilde in Dreifarben- und ein Lichtdruck und einem Facsimile. 1906. 8°. In Originalband 6.—
- Pierou, William.** Preussische Geschichte. Neunte, vermehrte Auflage. Zwei Bände. 1906. gr. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 13.—
- Raff, Helene.** Novellengeschichten. 1902. 8°. Eleg. geb. 4.—  
 — Die Braven und die Schlimmen. 1904. 8°. Eleg. geb. 5.—  
 — Sünder und Entschuldigete. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—
- Reinke, J.** Die Welt als Tat. Umriss einer Weltanschauung auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Fünfte Auflage. 1905. gr. 8°. Eleg. geb. 12.—  
 — Einleitung in die theoretische Biologie. 1901. gr. 8°. Mit 83 Abbildungen im Text. Eleg. geb. 18.—  
 — Die Natur und Wir. Leichtverständliche Aufzeichnungen. Zweite Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 6.—
- Rosenberg, Julius.** Bilder aus dem Berliner Leben. 3. wohlfeile Ausgabe. Drei Bde. 1891. 8°. In 2 Bde. eleg. geb. 6.—  
 — Herrn Schellbogen's Abenteuer. Ein Stücklein aus dem alten Berlin. 1890. 8°. Eleg. geb. 5.50  
 — Klostermanns Grundstück. Nebst einigen anderen Begebenheiten, die sich in dessen Nachbarschaft zugetragen haben. 1891. 8°. Eleg. geb. 4.—  
 — Aus der Kindheit. Erinnerungsblätter. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—
- Schneegans, August.** 1835—1898. Memoiren. Ein Beitrag zur Geschichte des Essens in der Uebergangszeit. Aus dem Nachlasse herausgegeben von Heinrich Schneegans, Professor an der Universität Würzburg. gr. 8°. 1904. Mit einem Bildnis in Lichtdruck. Eleg. geb. 12.—
- Schubin, Ossip.** Boris Vensky. Roman. Dritte Auflage. Drei Bände. 1896. 8°. In 3 Bdn. eleg. geb. 17.—  
 — Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht. Novellen. Vierte Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—  
 — Gebrochene Flügel. Roman. Vierte Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 5.—

- Schubin, Ossip.** Die Geschichte eines Genies. Novelle.  
Zweite Auflage. 1890. 8°. Eleg. geb. 4.50
- „Gloria victis!“ Roman. Vierte Aufl. 1902. 8°. Eleg. geb. 2.—
- Peterl. Eine Hundengeschichte. 1900. 8°. Eleg. geb. 3.—
- Primavera. Novelle. 1908. 8°. Eleg. geb. 3.—
- Refugium peccatorum. Roman. 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—
- Der arme Nidi. Die Geschichte eines aus der Reihe  
gefallenen. 2 Bände. 1906. 8°. Eleg. geb. 7.—
- „Unter uns.“ Roman. Fünfte Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 7.50
- Der Gnabenschuß. 1905. 8°. Eleg. geb. 4.—
- Schüge, Paul.** Theodor Storm. Sein Leben und seine  
Dichtung. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.  
Herausgegeben von Dr. Edmund Lange. Eleg. geb. 7.—
- Siebert, Margarete.** Marie. Roman. 1905. 8°. Eleg. geb. 6.—
- Sommer, Anna.** Heimweh. Roman. 2 Bände. 1906. 8°. Eleg. geb. 2.—
- Storm, Theodor.** Aquis submersus. Novelle. Siebente  
Auflage. 1906. 8°. Eleg. geb. 5.—
- Bei kleinen Leuten. Zwei Novellen. 1887. 8°. Eleg. geb. 5.50
- Zur Chronik von Grieshuus. 1888. 8°. Eleg. geb. 6.50
- Geschichten aus der Lonne. Sechste Auflage. 1906. 8°. Eleg. geb. 5.—
- John Riew'. Ein Fest auf Haberslevhuus. Zwei Novellen.  
1885. 8°. Eleg. geb. 6.50
- Zerstreute Kapitel. Dritte Auflage. 1890. 8°. Eleg. geb. 5.50
- Zwei Novellen. 1883. 8°. Eleg. geb. 5.50
- Der Schimmelreiter. Novelle. Erste Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 5.—
- Vor Zeiten. Novellen. Dritte Auflage 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—
- Say de Sava, Mgr. Graf.** Erinnerungen an die ostasiat.  
Kaiserreiche und Kaiser. 1906. gr. 8°. Eleg. geb. 8.—
- Nach Amerika in einem Auswandererschiffe. Das innere  
Leben der Vereinigten Staaten. 1908. gr. 8°. Eleg. geb. 7.—
- Widmann, J. B.** Johannes Brahms in Erinnerungen.  
Zweite Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 4.—
- Wolff, Elsa.** Fräulein Maria. — Die Geschichte einer  
Armen im Geiste. 1906. 8°. Eleg. geb. 4.—



# Deutsche Rundschau.

\*\*\* XXXIV. Jahrgang. \*\*\*

Herausgeber:

**Julius Rodenberg.**



Verleger:

**Gebrüder Paetel  
in Berlin.**

Die „Deutsche Rundschau“ steht jetzt in ihrem vierunddreißigsten Jahrgange, und es ist wohl überflüssig, nochmals das Programm dieser angesehensten und verbreitetsten Revue darzulegen. In gleichmäßiger Berücksichtigung der schönen Literatur und der Wissenschaft ist die „Deutsche Rundschau“ bestrebt, das Organ zu sein, welches dem hohen Bildungsstande der Gegenwart nach beiden Seiten hin entspricht. Sie will eine Partei nicht führen, aber auch keiner folgen; sie will den Fragen der Gegenwart gerecht werden und ihrerseits an diesen sich betheiligen, nicht in unfruchtbaren Debatten, sondern durch positive Leistungen. Sie sucht zu fördern, was immer unserm nationalen und Geistesleben neue Kräfte zuführt, und keinem Fortschritt in den Fragen der humanitären und sozialpolitischen Bewegung, der Erziehung, der Wissenschaft, der Kunst der Literatur verschließt sie sich.

Die „Deutsche Rundschau“ erscheint in zwei Ausgaben:

- a) Monats-Ausgabe in Heften von 10 Bogen.  
Preis pro Quartal (3 Hefte) Mf. 7.50.
- b) Halbmonatshefte von 5 Bogen Umfang.  
Preis pro Quartal (6 Hefte) Mf. 7.50.

**Abonnements** nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

**Probehefte** sendet auf Verlangen zur Ansicht jede Buchhandlung, sowie gegen Einsendung von 20 Pf. — nach dem Auslande 40 Pf. — die Verlagsbuchhandlung

**Gebrüder Paetel in Berlin W., Lützowstr. 7.**









S. E. STECHERT  
& Co.  
NEW YORK





